

Inhalt: Eine eigenthümliche Garderobe. Von A. Löwenstein. — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. (Schluß, mit Illustration von Kleinmichel). — Gefangene Frauen. II. (Fortsetzung.) Von George Desjardis. — Dresdener Brief (mit Bignette von Vinc. St. Verche). — Capotische Leichenbestattung. Von Ludwig Pietsch (zu dem gleichbenannten Bilde von Ernst Roeder). — Ein Glas Wasser oder eine Aulgabe und Charade Seite 215. — Charade. — Correspondenz.

Eine eigenthümliche Garderobe.

Von A. Löwenstein.

Der Gehirnkasten des Menschen ist die Wohnung der Gedanken. Die Wohnung ist geräumig genug, um recht viele Gedanken zu beherbergen. Die Gedanken leben hier ganz ungenirt, bewegen sich ungezwungen hin und her, halten lange Monologe und singen, obwohl im festen Verschluss: Ein freies und zollfreies Leben führen wir, bis sie Verlangen oder Veranlassung haben, ihre Wohnung zu verlassen und der Welt eine kürzere oder längere Visite zu machen.

Wenn der Gedanke aus seinem Versteck heraustritt, so zieht er sich an, er macht erst gehörige Toilette. Das Wort ist das Kleid des Gedankens. Der nackte Gedanke zeigt sich niemals öffentlich, wenn sich auch viele Gedanken, in der Hülle ihrer sprachlichen Kleidungsstücke, die größte Blöße geben.

Will der Gedanke nur mit dem Haus verkehren, so zeigt er sich in Schlafrock und Pantofeln, im einfachen Hausrock oder Hauskleid. Geht er in Gesellschaft, so richtet sich sein Anzug nach der Art und Klasse der Gesellschaft. Vor Arbeitern erscheint er in der einfachen Bluse, in den „höheren Schichten“ wirft er sich ins Zeug, und Stoff, Form und Schnitt des eleganten Leibrocks lassen wenig zu wünschen übrig. Er erscheint anders gekleidet auf der Tribüne, anders auf dem Katheder, anders auf der Ministerbank, der Creditbank und Anklagebank. Er kleidet sich anders, je nachdem er einem Freunde oder einer Excellenz sich vorstellt. Die guten Gedanken sind anders gekleidet, wie die schlechten, die großen anders, wie die kleinen. Gerade die kleinen, nichts sagenden putzen sich meist am meisten. Sie lieben die grellen Farben und die künstlichen Redebüchsen, um für Etwas zu gelten, was sie nicht sind. Doch das Kleid macht erst den Mann, und mehr oder weniger wird man am Kleide des Gedankens erkennen, weß Geistes Kind er ist.

Der Gedanke ist für seine Toilette verantwortlich. Denn er wählt nicht nur die Stoffe nach eigenem Geschmack, er fabricirt sich auch sein Kleid selbst. Er ist sein eigener Schneider, wenn auch nicht immer Meister. Er gefällt, wenn er ordentlich zugeschnitten ist, wenn er über das rechte Maß nicht hinausgeht und wenn er überhaupt das Zeug dazu hat.

Nur selten verstehen es die Gedanken, die rechte Toilette zu machen. Die schönsten Gedanken kleiden sich oft ziemlich geschmacklos, die einfachsten und besten Gedanken wählen oft eine bunte, unharmonische Tracht, bei der das Kleid sich nicht fest anlegt an den Gedanken, das Oberkleid paßt nicht zum Unterkleid, die Weste nicht zum Rock, es ist keine Einheit drin, und man weiß nicht so recht, wo eigentlich der Gedanke steckt.

Viele Gedanken legen auf die Sprachkleidung ein viel zu geringes Gewicht. Viele nehmen sich nicht die Zeit dazu oder laboriren an einer gewissen angeborenen Trägheit, die sie verhindert, die Garderobe der Rede so zu ordnen, wie sie es von

Rechts wegen verdient, wie es die Logik der Kleidungsstücke verlangt.

Doch ist die Zeit, die der Gedanke braucht, um sich anzuziehen, nicht der Maßstab für seinen Werth. Mancher Gedanke braucht nur daran zu denken auszugehen, und seine Toilette ist gemacht, wie eine Augenblicksphotographie. Er wirft sich ins Zeug und steht fertig da, wie Minerva am Kopfe Jupiters, und kein Mode-Kritiker findet Etwas auszuweisen. Gerade das Redegewand, das schnell und stramm und straff aus der Schneiderwerkstatt der Lippen hervorgeht, sagt am meisten zu und entgeht der wenig schmeichelhaften Frage: Was ist des langen Kleides kurzer Inhalt?! Ja, bei Gedanken, die mit einer langen Schleppe von Worten und Redensarten einhergehen, ist die Umgebung gar leicht versucht, ein Stück davon abzutreten.

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

(Schluß.)

Schloß Helmburg ist aus der Asche prächtiger, als zuvor erstanden. Zwar trug man beim Bau dem bequemeren Geschlecht von heute Rechnung, doch im Charakter, in den großartigen Verhältnissen zeigt sich der alte Plan. Das Innere ist verwichenerisch ausgestattet, und wenn auch Freunde strengen Stils Mandes tadeln würden, so ist doch von Decorationsarchitekten, Künstlern und Handwerkern Nichts verabsäumt, um das Auge zu blenden.

Fünf Jahre sind seit dem Schloßbrande und Leo's schrecklichem Ende, vier seit dem Tode des Grafen Helm vergangen. Letzterer erholte sich von jener Unglücksnacht nicht mehr. Er verlor alle Willenskraft und Lebensfreude. Er erlosch.

Des neuen Palast's Erbauer, der Majorats-herr, ist Egon Graf Helmholtz, und seine Gemahlin ist Helene, geborene Waldemar-Wiel, Adoptivtochter des Herrn von Wiel.

Sie hat Alles erreicht, was sie gewollt. Sie wußte Jeden zu bestricken. Ihr Dntel gab ihr den Familiennamen ihrer Mutter, Egon seine Hand, und der Graf seinen Segen... Ihre Schönheit ist berühmt, und Niemand zweifelt trotz ihrer vornehmen Zurückhaltung an ihrem glänzenden Geiste. Viele zwar finden sie hochmüthig — wenn sie das wüßte, sie trüg es leicht.

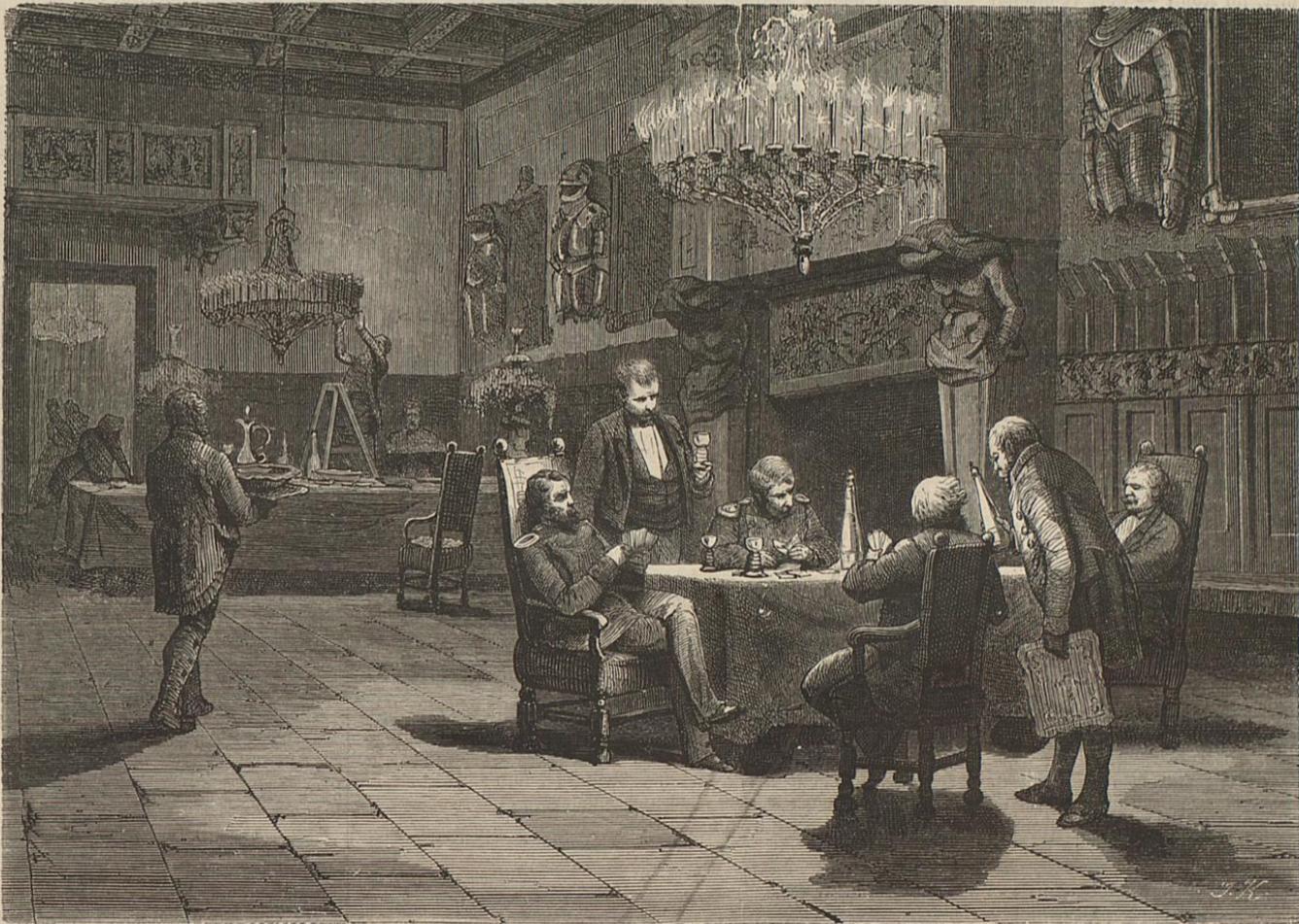
Eine gewisse Ruhelosigkeit ist dem jungen Ehepaar eigen. Sie leben fast immer auf Reisen, und ob in der Residenz oder auf dem Lande, in den Alpen oder an der See, in der Heimath oder Fremde — nirgend weilen sie lange.

Kriegerische Gerüchte beunruhigen das Land. Nur deshalb beziehen die gräßlichen Gatten im vierten Sommer der Ehe endlich auf längere Zeit ihr Schloß im Gebirge. Gäste werden geladen und stellen sich ein. Allerdings nur Herren; denn Helene liebt nicht Frauengesellschaft, und ihr Gemahl fühlt sich hinter der Flasche oder am Spieltisch am wohlsten.

Seit einigen Wochen zählt auch Legationsrath Burg zu den Gästen. Helene macht den Verschloffenen heredit, schon deshalb hört sie ihn gern, doch weiß sie Viel zu seinem Lobe sich zu sagen: Sein Geist geht auf menschliche Erkenntniß en gros, nicht bloß en détail; er kommt niemals in den Fall, Ersehnung für Ersahrung zu halten; er hält sich nicht mit schwierigen Nichtigkeiten auf. Gegen ihn ist ihr Gemahl — nein, zwischen dem und Burg ist überhaupt kein Vergleich. Weber ziehen sie sich gegenseitig an, noch stoßen sie sich ab. Egon nennt im Kreise seiner Kumpane den Legationsrath einen „verdammnt intelligenten Burschen“.

Uebrigens ist Burg nicht nur zum Vergnügen auf Helmburg; er hat eine Mission.

Nachdem er ein paar Tage abwesend und im nahen königlichen Schwannsee gewesen, tritt er mit einer Hast, die an dem Gelassenen befremdet, bei der Gräfin ein. Sie schrieb eben an irgend eine ihr sehr gleichgiltige Bekannte.



Die Eitelkeit, die Gefallsucht, die Selbstbespiegelung gibt sich in der Rede-Toilette offen kund. Sie ist durch schreiende Farben, auffallenden Schnitt, Schmuck, Klitter, Schnörkelen und andere Postamentirarbeiten ausgezeichnet; die Kleider sind mit Phrasen gefuttert, mit Redebüchsen wattirt, mit fremden Federn besetzt, doch so gesucht sie sind, so wenig weiß man drin zu finden.

Der große Hofmodist Talleyrand (auch Tailleraud zu schreiben) hat das Dogma aufgestellt: Das Kleid der Rede ist nicht dazu gemacht, den Gedanken zu decken, sondern ihn zu verdecken. Diese Lehre hat großen Anklang und weite Verbreitung gefunden. In der That benutzen viele Gedanken die sprachlichen (nicht immer gleichbedeutend mit redlichen) Kleider, um sich dahinter zu verstecken. Sie wollen ihr Incognito gewahrt wissen. Sie erscheinen verbrämt, bemäntelt, bis oben zugedöpft; man sieht die Kleider, aber man weiß nicht, was — dahinter steckt.

Und doch gibt es nichts Schöneres, als wenn Denken und Empfinden aus ihrer reichen Garderobe immer dasjenige Redekleid auswählen, das passend, ungeziert, sauber und so zugeschnitten ist, daß es ein ungeschältes Bild im Spiegel der Natur zeigt. Denn nur das Natürliche ist schön.

„Ich habe leider nur Minuten,“ fügt Burg seinem Gruß hinzu, „um Abschied von Ihnen zu nehmen.“
 Helene sieht ihn betroffen an.
 „Abschied? Doch nur auf kurze Zeit? Man hält Sie in Schwänsee zurück?“
 „Nein, gnädige Gräfin, binnen vierundzwanzig Stunden muß ich zu Hause, das heißt, bei meinem Chef sein.“
 „Und warum so plötzlich? Oder ist es ein Staatsgeheimniß?“
 „Eins von denen, welche sich nicht lang bewahren lassen. Wir werden Krieg haben.“
 „Darauf war ich gefaßt.“
 „Auf die Möglichkeit — aber auch auf die Folgen eines solchen Krieges?“

„Der Stärkere wird siegen,“ antwortet Helene, wieder in ihrem kühlgewohnten Ton. Die bekannte Klugheit Ihrer Regierung birgt mir dafür, daß wir — ich sage als Ihre Landsmännin, wir — daß wir die Ueberlegenen sind.“
 „Der Kluge — und warum sollte der Rechtliche nicht auch klug sein dürfen! — erwägt die Eventualitäten und sieht sich vor. Dennoch — Alles läßt sich nicht berechnen...“
 „Eins am wenigsten,“ fährt er mit Bitterkeit im Tone fort, „der Sinn eines jungen Fürsten... Sie wissen ja, theure Gräfin, daß ich hier nicht harmlos genießen durfte — daß ich — o, es wurde mir nicht leicht, der ich längst praktisch geworden, mit Rechtsgründen gegen Gefühlswallungen streiten zu müssen und nach Utopien gewiesen zu werden, wo es sich um ganz bestimmte Größen handelt... Nicht als ob ich den wunderbaren Geist und das edle Gemüth Ihres neuen Herrn und Königs verkennte oder vergaße, daß der ideale Zug die schönste Blüthe des Jünglings ist, hingegen die Männlichkeit sich an die tatsächlichen Erscheinungen hält — doch die Weltordnung ist nun einmal keine vollkommene, und in der Politik gibt es nur Eine Rücksicht: das Staatsinteresse... Ich achte die Bedenken Ihres Fürsten, aber ich bedarf seiner Kanonen.“

„Sie bedürfen der Hilfe?“ ruft Helene mit stolzem Ausdruck.
 „Fühlt sich die Landsmännin dadurch beleidigt? Jedenfalls können einige Hunderttausend Mann Mehr uns nur nützlich sein, und es ist ein Grundsatz der Kriegführung: was mir nützt, schadet dem Feinde.“

„Indem ist er aufgestanden, in ungewöhnlicher Bewegung, um das Zimmer zu durchschreiten. Dann wendet er sich wieder zu Helene.
 „Der Krieg ist unabwendbar — zuerst schlagfertig sein, ist der erste Sieg... Da müßte die Resolution Ihrer Regierung heute schon den Kammern unterbreitet, das Bündniß morgen eine Thatsache sein... Es gibt Stunden, welche plötzlich reifen, was seit Jahren vergeblich versucht worden. Jetzt wäre solch' eine Stunde, und ich sehe hier zu Lande nur halbe Entschlüsse, keinerlei Maßregeln... Ach, warum besitze ich nicht die Beredsamkeit, die vom Herzen zum Herzen strömt, betäubt, bezaubert, hinreißt! Ich weiß, daß ohne Enthusiasmus nichts Großes vollbracht wird, ich selbst habe ihn hier, im Kopfe — aber er glimmt nur, schlägt nicht in Flammen aus; ich habe keine Blitze, wenn ich rede; ich komme über die Bürgermeistertugend, wie Cromwell die Behutsamkeit nannte, nicht hinweg.“

„Der König wird der Zeitströmung nachgeben müssen.“
 „Wird! wird! Das Futurum ist immer vom Uebel... Des Fürsten Berather sind nicht alle uns hold — und auf wen hört er überhaupt!... Es gibt nur Eine Stimme, die dämonisch auf ihn wirken, ein Wesen, das ihn sofort zur Entscheidung überreden würde —“
 „Wer wäre das?“
 „Gnädige Gräfin — Sie!“

Sie springt auf — ihre Augen erweitern — ihr Mund öffnet sich.
 „Ja, Sie — ich gebrauche seine eigenen Worte — Sie üben einen dämonischen Zauber auf ihn aus. Wenn Sie jetzt zu Pferde sich setzten, ihn auffuchten, vor ihm sich niederwürfen —“
 „Sie unterbricht ihn jählings. „Das wagt mir Jemand zu sagen!“ ruft, „das sagen Sie mir!“ sößt sie und schlägt die Hände über das sahl gewordene Gesicht...
 Da pocht man an die Thür.
 „Mein Secretair,“ sagt Burg hastig, „es ist Zeit... Leben Sie wohl, Gräfin, und anstatt mir zu zürnen, erwägen Sie, daß es Eins gibt, was unsere Seele so erfüllen kann, daß wir ihm Alles, Glück, Liebe, Leben opfern: Ein großer Zweck!“ — Er hat ihre Hand ergriffen und geküßt — er ist fort.
 Ein Wagen rasselt über den Hof.
 Helene aber steht mit verfeinertem Antlitz.
 Sie fühlt zum ersten Mal, daß sie ein Herz hat, denn es schmerzt sie.
 „Der einzige Mann, der Einzige, von dem ich geachtet sein wollte!“

Am Abende desselben Tages wird ein neuer Gast gemeldet: Herr Waldemar.
 Ihr Vater!

Sie erschrickt über seine Ankunft, erschrickt über sein Aussehen. Diese gebückte, skeletähnliche Gestalt mit dem schleppenden, schleichenden Gang, dem zitternden Schädel, dem hohlen Blick ist ihr Vater und Lehrmeister. Seine Hand faßt sie an wie eine Hand aus dem Sarge. Sie führt ihn zum Lehnstuhl, in den er, nach Athem ringend, kraftlos versinkt.
 „Du freust Dich, mich zu sehen,“ kann er endlich sprechen, „freust Dich — Es geht Dir gut.“ Er wirft den Blick umher und versucht das alte kluge Lächeln, das jetzt nur ein Grinsen wird. „Was mich betrifft, so geht es zu Ende — Consummation est — Ich will mich nur noch mit eignen Augen überzeugen, ob meine Lehren gute Früchte getragen.“ Er blinzelt zu dem schönen Weibe empor und läßt dann abermals den Blick im prächtigen Zimmer umherwandern. „Sie haben — sie haben! — Herrliche Früchte; großartige Resultate — Nun merkt auf Eins: Genieße das Leben, so lang Du jung bist! Das Alter ist häßlich wie die Armut —“ er richtet sich, indem er mit den Fingern die Stuhllehnen umkrault, halb empor und sagt mit Nachdruck: Das Alter ist schrecklich — Aber man lebt doch!“

Helene antwortet Nichts. Soll sie ihm sagen, daß sie dies kostbare Gut, dies Göttergeschenk — zu atmen — zuweilen vermüßt? ihm sagen, daß es seitdem Stunden gegeben, in denen sie versucht war, dem Leben mit eigener Hand ein Ziel zu setzen? Er würde fragen: „Warum? und welche Antwort könnte sie dem Klugen geben? ... Warum?! — weiß sie selbst doch keine genügende Antwort. Eine Klust thut sich an manchem Tag und in mancher Nacht vor ihr auf, bodenlos, „des Tartaros Finsterniß“, und Schnulch erfährt sie, in solchen Abgrund zu versinken. — Nach langer Pause nimmt ihr Vater wieder das Wort: „Ich bin auch auf Wiet gewesen — ja — ich mußte doch meinen

Schwager besuchen! — Der hat sich gar nicht verändert — ge-kräftigt, faul und gesund! — Wanda ist verheirathet — nicht ganz so glücklich wie Du — ihr Mann besitzt Nichts — doch sie hat jetzt ein Baby, und das genügt ihres Gleichen zum vollkommenen Glück.“ Er blickt Helene, die kinderlose, von der Seite an — ihre Züge verändern sich nicht.
 „Sie läßt Dich grüßen,“ fährt er fort; „auch soll ich Dir sagen, daß Fräulein Sophie jetzt Frau Ministerialsecretärin ist.“
 „Ich weiß es; ihr Mann war hier.“
 „Mit dem Legationsrath?“
 „Mit Burg.“
 „So, so?! — Hatte früher oft mit ihm zu thun. — Wenn ich meine Memoiren schreiben wollte! — Vielleicht finde ich noch Zeit — Titel: „Hinter den Coulissen!“ — denn Alles ist Komödie, und das Vorurtheil ist der Souffleur. — — —“
 „Wimmert er plötzlich und reibt die Kniee, „das sticht, schneidet und wühlt — ich wollte meinen Feinden die Schmerzen ver-machen können!“

Unterdessen weilt der Gemahl Helens mit einigen Freunden — Offizieren, Gutsnachbarn — am grünen Tisch. Sie sind im Wald gewesen, haben dort spät, aber um so länger dejeuner und machen jetzt vor dem Diner — das auch nur ein Herrensessen sein soll — ein Spielchen. Die Offiziere trinken so oft auf einen frischen fröhlichen Krieg, und Egon — obzwar er längst nicht mehr die Epauletten trägt, was mit seinem zunehmenden Embonpoint entschieden in Beziehung steht — thut ihnen so tapfer Bescheid, daß sie Alle heiße Köpfe und schwere Zungen haben.
 Die Kronleuchter werden angezündet, die Diener räumen die Tafel, still geschäftig, denn wenn Seine Gnaden getrunken haben — „Nach! Er das Maul auf!“ herrscht er den Bedienten an, der ihm flüsternd einen neuen Gast meldet. „W — wer ist da?“
 „Herr Waldemar.“
 „Herr W —“ lallt Egon, „kenn' ich nicht —“ Dann erinnert er sich, und sein flammendes Gesicht wird purpurn. „Ah so — der Geier versteh' das Gewisper! — Sag' der Gräfin — Bin ich am Ausspielen? einen Augenblick Geduld! — ich ließe mich entschuldigen — Würde morgen das Vergnügen haben...“
 „Ein schönes Vergnügen!“ murmelt er in sich hinein.
 „Besuch?“ fragt Einer der Herren.
 „Keiner von Belang — Coeur ist tout — Sie haben ein leeres Glas, Wiburg...“

Die folgenden Tage bringen gewaltige Aufregungen: Kriegserklärung, Allianzen, den Ruf zu den Fahnen! Die Gäste verlassen Helmburg, und da nur der unbehagliche zurückbleibt, entschuldigt sich Egon mit dem Ernst der Situation und fährt nach der Residenz.

Helene bleibt mit ihrem hüftelnden, von den Reisesstrapazen völlig erschöpften Vater allein. — Ein schöner Morgen hat sie zu einem Spazierritt verlockt, und sie lenkt wie immer in ein Waldthal hinab, auf dessen wohlgebahnten Wegen ihr Roß ausgreifen kann. Vor einer königlichen Försterei pflegt sie Mast zu halten. Hier haust Reinhard, der mit ihr vor Jahren nach der Residenz, „um zu studieren“, fuhr und nun doch seinen Weg in den geliebten Wald zurück gefunden, mit einer hübschen, braven, kleinen Frau in glücklichster Ehe.

Wie Helene hent, die Schleppe ihres schwarzen Reitkleides über den Arm genommen, den blauen Schleier vom glühenden und doch so schönen Gesicht zurückgeschlagen, in das Vorgärtchen, wo die Rosen blühen, eintritt, kommt ihr die Försterei verführt entgegen. „Ach, Frau Gräfin — wissen Sie schon? — Mein Mann —“ Sie kann vor Weinen nicht ausreden.

Ihr Mann, der ihr gefolgt ist, legt die Hand beruhigend auf ihre Schulter.
 „Nun?“ fragt Helene.
 „Sie haben meinen Mann einberufen — er soll mit — in den Krieg!“
 „Das ist traurig, aber er ist nicht der Einzige.“
 „Das wohl, aber er ist der Einzige, um den mir das Herz bricht.“

Er zieht seine Frau an sich und sagt: „Still, Walpurg — Du weißt, es muß sein — Geh' hinein! Nach' uns vor der Frau Gräfin keine Schand!“
 Sie wirft einen liebe- und jammervollen Blick auf ihn und aber gehorcht. —
 Scenen sind Helene verhaßt. Sie ist nicht mehr müde, will wieder zu Pferde. Reinhard gibt ihr das Geleit.

An der Gartenthür — der Reitknecht kommt eben mit den Pferden vor — bleibt Helene plötzlich stehen und faßt den jungen Mann fest ins Auge.
 „Sie sehen mich in Erstaunen. Sonst erschienen Sie mir ziemlich weicherzig — und heiratheten, wenn ich nicht irre, aus Liebe — und nun, da es sich vielleicht um ewige Trennung handelt — was macht Sie in diesem Fall so stark und still?!“
 Seine Augen werden groß und leuchtend.
 „Gnädige Gräfin, die Pflicht!“
 Ende.

Gefangene Frauen.

Von George Hefekiel.
 (Fortsetzung.)

Als Thronbewerber um die Wahlkrone trat neben dem Prinzen Friedrich, König Christian's anderem Sohn, auch der Herzog von Holstein-Gottorp auf, aber Corfitz Ulfeldt wies ihn zurück und setzte die Wahl des Sohnes seines alten Königs durch. Corfitz wird beschuldigt, er habe damals selbst nach dem dänischen Throne getrachtet; ein Verdreden wäre das nicht gewesen, denn Dänemark war ein Wahlreich, aber so lange man keinen andern Beweis dafür hat, als die Erhebung von Kirsten Munk's Kindern in den Rang von Prinzen und Prinzessinnen, ist es durchaus nicht bewiesen. Wir glauben nicht daran; Corfitz Ulfeldt war der mächtigste dänische Edelmann seiner Zeit, er war ein stolzer, fester und oft eigenwilliger Aristokrat, er wollte seinem Stande, dem Adel, die hervorragendste Stellung im Reiche sichern, erweitern, das war sein Absichten, aber der feste Aristokrat war zugleich auch ein glühender dänischer Patriot. Er wollte König Christian's Sohn zum König, aber er machte ihn dazu erst, als dieser die fünfundsünfzig Artikel der Handfeste angenommen, die ein strenges Aristokratenregiment stabilisirten.

Darauf wurde dem König Friedrich III. am 6. Juli 1648 gehuldigt, die Krönung folgte am 23. November. Im Anfang der neuen Regierung war Corfitz Ulfeldt fast noch mächtiger, als zuvor, aber nun gewann er auch eine furchtbare Feindin in der Königin Sophia Amalia von Braunschweig, die mit steigendem Unwillen einen Untertanen so mächtig sah, daß er den König selbst fast überragte. Und böser Frauenneid kam hinzu, die Königin war schön, aber sie selbst gestand, daß Leonora schöner sei; sie war begabt, Leonora war es mehr und übertraf sie an allen edeln Eigenschaften des Gemüths. Die Königin sah sich verdunkelt durch ihres Gemahls Halbchwester. Das Fraß der stolzen Welfen-tochter am Herzen, aber sie bezwang ihre gewaltthätige Natur, denn Hannibal Sehestedt wurde ihr geheimer Rathgeber.

Im Jahre 1649 schloß Corfitz Ulfeldt das berühmte Schutz- und Trutzbündniß mit Holland, wozu er selbst nach dem Haag ging; das galt damals für ein politisches Meisterwerk, aber es zog ihm neue Feinde zu. Während seiner Abwesenheit hatte die Königin ihre erste Liebe geladen und ließ sie nun springen. Eines Offiziers, Jörgen Walter, Geliebte klagte den Reichshofmeister an, daß er den König mit Gift habe umbringen wollen, Leonora wurde als Mitschuldige bezeichnet. Es entstand eine heillose Confusion, da man anfänglich geheim that, bis Corfitz, als ihm sichere Kunde wurde, sofortige strengste Untersuchung forderte. Da kam freilich der gänzliche Ungrund der Anklage zu Tage; Dina, die Anklägerin, verlor den Kopf, der Ankläger, Jörgen Walter, wurde des Landes verwiesen, aber die Königin hatte doch großen Vortheil davon, denn der König blieb mißtrauisch gegen Corfitz, und der stolze Mann fühlte sich tief gekränkt dadurch, daß ihm der König, freilich sehr überflüssig, befohlen, während des Processes das Land nicht zu verlassen. Dann begann eine Reihe von Mißthelligkeiten, welche die Verstimmlung immer mehr nährten. Doch mögen alle diese Zämmlichkeiten den mächtigen Mann nicht so gereizt haben, wie die offensbaren Kränkungen, welche seiner geliebten Leonora zugefügt wurden. Als man ihr verbot, mit ihrem Wagen ins Schloß zu fahren, wozu sie als König Christian's Tochter berechtigt war, gab Corfitz seinem Unwillen schon sehr starken Ausdruck. Dabei wurde er inne, daß der König eine andere Politik habe, als er, daß seine staatsmännischen Pläne durchkreuzt wurden, kurz, er begriff, daß der König anderen Zielen zustrebe, und zwar Zielen, die er für verderblich für Dänemark hielt.

Am 14. Januar 1650 ging er mit seiner Gemahlin und seinen ältesten Kindern an Bord seines eigenen Schiffes und segelte nach Holland, ohne auch nur vom König Abschied genommen zu haben. Daß ein so kluger Mann einen solchen Schritt thun konnte, beweist, wie unerträglich ihm durch die Intrigen der Königin das Leben gemacht worden war. Nun geschah, was er voraussehen mußte, er ward aller seiner Würden entzieht, seine Güter wurden mit Beschlag belegt, die Lehnen seiner Söhne eingezogen und an Andere vergeben.

Von Holland ging Ulfeldt nach Schweden, wo ihn die Königin Christine mit offenen Armen aufnahm und ihm einen Flügel im königlichen Schloß einräumte, auch durch einen offenen Brief ihn mit den Seinen in Schutz nahm.

Eigenthümlich war es, daß mit Ulfeldt auch sein Todfeind Hannibal Sehestedt fiel, der mächtige Statthalter von Norwegen, denn auch er war Aristokrat, auch er war ein Schwiegerjohn König Christian's, auch er war ein großer Staatsmann und darum den Absolutisten, welche des Königs Partei bildeten, fast ebenso verhaßt, wie Ulfeldt.

Im Jahre 1652 erschien zu Greifswald eine Schrift: Nothgedrungene Ehrenvertheidigung, in welcher Ulfeldt den König und die Absolutisten grimmig angriff. Nun wird dänischerseits behauptet, Ulfeldt habe die Königin Christine schon damals zum Krieg gegen Dänemark gereizt, bewiesen ist's nicht. Aber auch bei Christine's Nachfolger, Karl X. Gustav, blieb Ulfeldt in hohem Ansehen.

Leonora machte mehrere Versuche, den König Friedrich III. von der Schuldlosigkeit ihres Gemahls zu überzeugen, aber immer wieder wurde die Anklage der Dina und des Walter auf Giftmord in den Vordergrund geschoben; Leonora wagte sich sogar selbst nach Dänemark, aber in Corsoer kam ihr Graf Christian Ulrich Guldenlöwe (er war ihr Halbbruder, ein Sohn König Christian's und der schönen Wibecke, die bei Leonora's Mutter Kammerfräulein gewesen) entgegen und brachte ihr den Befehl des Königs, unzufahren. Das war milde gehandelt, denn die Königin triumphirte schon, daß sich ihre Feindin ihr selbst überantwortet habe.

Während die edle muthige Frau nun nach Barth in Pommern, wo ihre Kinder waren, zurückkehrte, ließ sich Corfitz fort-reißen zu dem Schritt, der seine Händel unheilbar machte, der ihn ins Verderben stürzte. In seiner Berechnung bewog er nämlich den König von Schweden zum Kriege gegen Polen, kaum aber waren die schwedischen Truppen abgegangen, so griff Dänemark den Schwager des Königs von Schweden, den Herzog von Holstein-Gottorp, an und fiel in das schwedische Herzogthum Bremen ein. Das hatte Corfitz vorausgesehen. Wie's böse Wetter kamen die Schweden von Polen her über Schleswig; Corfitz Ulfeldt begleitete die Schweden und suchte Jütland aufzuwiegeln. Da fielen die besten und treuesten Freunde ab von dem Landesverräther — alle die großen Edelente seiner Partei, selbst Hans Lindenow und Holger Wind, die mit Leonora's Schwestern vermählt waren, und der einzige Ulfeldt, der sich nicht mit dem König verfeindet hatte, Lars Ulfeldt, wurde Friedrich's Günstling. Das aber war zum Theil das Werk Hannibal Sehestedt's. Aber sein Bruder, Ebbe Ulfeldt, einst König Christian's Kampfgenosse, blieb ihm treu und Graf Waldemar von Schleswig-Holstein, Leonora's Bruder, und endlich Sophia Elisabeth, ihre Schwester, die über ihres Gemahls, des Grafen Holger Wind, Abfall so empört war, daß sie demselben sein Portrait mit ausgestochenen Augen zurück-schickte. Der unglückliche, verlassene Mann that nun sein Bestes gegen sein Vaterland, das Eis schlug den Schweden Brücken über die Belte, und als sie auf Seeland standen, bat Dänemark um Frieden; aber es war Corfitz Ulfeldt, welcher seinem Vaterlande den furchtbar harten Frieden von Koeskilde aufzwang. Durch den Frieden wurde Ulfeldt Verzeihung für alles Geschehene zugesichert, ihm auch jedes seiner Güter zurückgegeben. Es liegt ziemlich klar, daß Ulfeldt damals den Plan hegte, die drei nordischen Kronen auf Carl Gustav's Haupt zu vereinigen; wahrscheinlich beruhigte sich sein dänischer Patriotismus dabei, daß Kopenhagen und Dänemark naturgemäß die Hauptstadt und das Hauptland des nordischen Reiches geworden wäre. Nach einigen Monaten griff Karl Gustav Dänemark aufs neue an. Ulfeldt machte diesen Feldzug nicht mit; es ist wahrscheinlich, daß ihn Leonora in Malmoe zurückhielt; da wurde Hannibal Sehestedt von den Schweden gefangen, und ihm gelang's, dem Schlawen, den

Schwedenkönig für sich zu gewinnen und demselben Mißtrauen gegen Ulfeldt einzuspielen. Karl Gustav ließ ihn in Malmö plötz- lich festsetzen und leitete einen Hochverrathsproceß gegen ihn ein. Mit unerhörter Ausdauer stellte sich Ulfeldt, als habe ihn ein Schlaganfall der Sprache beraubt, für ihn aber stand seine Gemahlin, die dänische Königstochter, vor Gericht und vertheidigte ihn mit glänzender Beredsamkeit. Er wurde freigesprochen, aber durch eine böse List Sehesteds nach Kopenhagen geleckt, wohin ihm am folgenden Tage Leonora folgte, die tödtlich erschrock, denn sie hatte ihn schon zu Lübeck in Sicherheit geglaubt.

Corfih kam nach Kopenhagen zum Begräbniß sozusagen der aristokratischen Verfassung, die er durch seine Handfeste in Däne- mark stabilirt zu haben glaubte; Friedrich III., oder vielmehr die Königin Sophia Amalia, hatte, mit Hilfe der Kopenhagener Bürgerchaft, einen Staatsstreich gemacht, der Ulfeldt nieder- geworfen, der König war für absolut und das Wahlkönigtum für ein Erbkönigtum des oldenburgischen Hauses erklärt. Die Ulfeldtsche Handfeste war zerrissen und das Königsgefeß dafür auf- gestellt.

Die Erscheinung des ehemaligen Reichshofmeisters mußte unter solchen Umständen das ungeheuerste Aufsehen machen, und vergebens drängte Leonora den Gemahl, diesen gefährlichen Bo- den zu verlassen, aber Ulfeldt war wie gebannt, er vermochte sich nicht zu trennen von den Trümmern seines Staatsgebäudes. Leonora wußte, daß ihn weder die im Frieden von Roskilde ver- sprochene Straßlosigkeit, noch der Umstand schützen werde, daß er den letzten Feldzug gegen Dänemark nicht mitgemacht und ihn widersprochen hatte. Das Ulfeldtsche Paar wurde auf Anbringen der Königin verhaftet, erst nach Rosenborg, dann aber nach Ham- merhus auf Bornholm gebracht, wo Obrist Fuchs, ein gemeiner Mensch und bitterer Feind Ulfeldts, Commandant war. Dieser quälte seine Gefangenen aufs äußerste, um sich der Königin angenehm zu machen, er ließ sie Hunger und Durst leiden und kränkte namentlich Leonora mit empörender Rohheit. Nach neun Monaten und dreizehn Tagen machten Ulfeldts einen Flucht- versuch, von einer Höhe von über zwanzig Ellen ließ sich zuerst Leonora herab, Corfih folgte, aber sie verirrt sich, der Tag kam, und sie wurden entdeckt. Fuchs ließ sie nun in getrennte Ge- fängnisse setzen, die Trennung war bitter und nur gemildert durch den Umstand, daß sie, da ihre Gefängnisse übereinander lagen, sich durch eine Schnur aus den Fenstern gegenseitig Zettel zuwen- den konnten.

Es ist wohl zu bemerken, daß Corfih Ulfeldt, seit er gegen sein Vaterland zu Felde gezogen, nicht nur seine Sicherheit, son- dern auch zum Theil seinen klaren Blick verloren; er folgt seitdem den Rathschlägen seiner hochgemuthen Gemahlin fast unbedingt. Auf ihren Rath gewann er den sehr einflussreichen Minister Chri- stoffer Gabel, und dieser wußte den König dahin zu bringen, daß Graf Christian Ranzau, ohne Vorwissen der Königin, nach Born- holm gesendet wurde, um mit den Ulfeldtschen über die Be- dingungen der Freilassung zu verhandeln. Diese Bedingungen waren entsetzlich hart; Ulfeldt sollte alle seine Erbgründer der Krone abtreten, nur die Güter Leonora's auf der Insel Fühnen blieben ihm, er sollte auf eine große Summe verzichten, welche ihm die Krone schuldete, er sollte Urfehde schwören, geloben in keines fremden Fürsten Dienste zu treten und nicht ohne des Königs Erlaubniß außer Landes zu gehen, endlich aber eine Abbitte unterzeichnen, in der er sein ganzes politisches Wirken für falsch und irrig erklärte. Das letztere vermochte der stolze Mann nicht, selbst da nicht, als Ranzau erklärte, der König werde ihn und seine Gemahlin insgeheim entlassen lassen. Da schrieb Leonora ihm einen lateinischen Spruch, besagend, daß es im Unglück sehr leicht sei, den Tod zu verachten, viel tapferer sei der, welcher es ertragen könne unglücklich zu sein!

Ulfeldt folgte ihr, wie er ihr gefolgt war, als sie sich an den Leinen zuerst vom Thurm herunterließ. Im Frühjahr 1661 ward er frei und ging auf sein Gut Ellersberg auf Fühnen, aber Ruhe fand er hier nicht; er vermochte nicht, sich in die neuen Verhält- nisse seines Landes zu finden. Schon im folgenden Jahre verließ er mit Erlaubniß des Königs Ellersberg, um wegen seiner Ge- sundheit die Bäder von Aachen zu brauchen. Er ging aber nach Brügge und dann nach Paris, wo sein Verkehr mit den Ministern den dänischen Hof lebhaft beunruhigte. Dazu kam eine unglücklich rasche That des Grafen Christian Ulfeldt, der noch studirte; dieser, Leonora's ältester Sohn, begegnete in Brügge dem schamlosen Be- leidiger und Quäler seiner vergötterten Mutter, dem Obristen Fuchs, dem rief er nur das Wort: Hammerhus! zu und stieß ihn auf der Stelle nieder. In Kopenhagen erhob sich Alles gegen Ulfeldt, und endlich brachte man einen Plan zum Vorschein, nach welchem Ulfeldt den großen Kurfürsten von Brandenburg zum König von Dänemark machen wollte.

Dieser Plan war ein gemeinames Lügengewebe der Königin Sophia Amalia und des Hannibal Sehested. Die Ulfeldtschen hatten keine Ahnung von dem neuen Wetter, das sich zusammen- zog, vielmehr war die edle Leonora nach England gegangen, um König Karl II. um die Rückzahlung einer Summe zu ersuchen, die ihm Ulfeldt einst großmüthig geliehen, als der König als Flüchtling im Exil herumirrte. Unköniglich, schmachvoll, jammervoll benahm sich Karl II.; um sich der Rückzahlung zu entziehen, ließ er zu, daß Leonora in eine Falle gelockt und den dänischen Feinden in die Hände gespielt wurde. So wurde das hochsinnige Weib die Gefangene der Königin Sophie Amalia.

Durch die Gefangennahme seiner Leonora war Corfih Ulfeldt vollkommen zu Boden geschmettert; es war überflüssig, daß man ihn am 24. Juli 1664 zu Kopenhagen als Hochverräter ausrief, daß ihn das Urtheil zu Verlust des Hauptes und der rechten Hand und zur Biertheilung des Körpers verdammt. Seine Güter wurden eingezogen, seine Familie wurde auf ewig verbannt, sein Haus in Kopenhagen niedergeworfen, und auf dem Platz eine Säule errichtet mit der Inschrift: „Dem Hochverräter Corfih Ulfeldt zu ewig Schimpf und Schande.“ Der unglückliche Mann wurde in dessen von Mördern verfolgt, denn die Krone Dänemark hatte einen Preis von 20,000 Reichsthalern auf seinen Kopf gesetzt. Im Februar 1664 flüchtete er einsam auf einem Kahn von Basel nach Breisach, wo ihn seine Söhne erwarteten. Krank und müde lehnte er sein Haupt an den Bord des Kahns, die Wogen des Rheines trieben ihn zu Thal, bis der Kahn am Ufer hängen blieb. Am Morgen fanden die Söhne so den todtten Vater und begruben ihn dort in der Nähe eines Klosters. So einsam und verlassen schied der einst so mächtige Mann aus der Welt. Niemand weiß noch sein Grab. Aber Dänemark ist ihm gerecht geworden, es zahlt Corfih Ulfeldt heut mit Recht und Stolz zu seinen größten Staatsmännern und Patrioten; gewiß war auch sein Charakter nicht frei von Fehlern, sein Leben nicht fleckenlos, aber ein edler Geist mußte der Mann sein, dem ein König wie Christian IV.

sein Vertrauen, dem ein Weib wie Leonora ihre Liebe und Treue gab.

Und wo war sie, Leonora, die edle Gefangene der unedlen Königin? Sie saß gefangen im blauen Thurm des Königsschloßes zu Kopenhagen. Den blauen Thurm hatte König Christian IV. erbaut, und nun sollte Leonora Christina, seine Lieblingstochter, zweiundzwanzig Jahre Gefangene darin sein! Die Rückwand ihres Gefängnisses stieß an das Gemach, das ihre Brautbettchamber ge- wesen, wo sie ihre Hochzeit gefeiert mit dem mächtigen Reichshof- meister, mit dem gewaltigen Haupt und Marschall des Adels von Dänemark!

(Schluß folgt.)

Dresden im Juni 1872.



Wenn ein- mal die Welt untergeht, ziehe ich nach Dres- den, da dauert's noch eine Wei- le“, hat Sa- phir gesagt. Noch heute macht unsere liebe, schöne Stadt auf Viele seiner Besucher den durch diese Worte bezeich- neten Eindruck

des Abgetrenntseins von dem Leben unserer Tage und doch kann sie durchaus nicht still oder absterbend genannt werden. Im Gegentheil — ihr Handel und ihre Industrie sind in stetigem Wachsen begriffen; große Bauten: Wasserleitung, Theater, Polytechnium sind oder werden demnächst begonnen; der Fremden- verkehr mehrt sich von Jahr zu Jahr; zu dem „englischen Bier- tel“ hat sich ein amerikanisches gesellt; die russische Colonie wird immer größer, und im Sommer findet eine wahre Völkerwan- derung von Berlin nach Dresden statt.

Aber von der Arbeit, die mit alledem verbunden ist, wird der Fremde wenig gewahr. Auf seinen Wegen nach der Bilder- galerie, der katholischen Kirche, den Sammlungen im Zwinger, umgibt ihn ein heiteres Feiertagsstreben; vor allem aber, wenn er an einem sonnigen Tage die breite Treppe hinaufsteigt, die unsere Bagnette darstellt, und auf der Brühl'schen Terrasse hin und her wandelnd das Städtchen Dresden, das sich hier zeigt, den schimmernden Fluß mit seinen Brücken und das jenseitige Ufer mit seinen villenreichen Höhen überschaut. Hier oben ziehen alle Extravaganzen der Mode an ihm vorüber; alle Sprachen Europa's unschwärmen ihn; unter den Bäumen bei Dornamenten sitzen plaudernde Gruppen; weiterhin, am Belvedere, ist ein zahlreiches Publicum zu dem täglich stattfindenden Concert versammelt. Un- terhalb der Terrasse gehen und kommen die Dampfschiffe nach und aus der sächsischen Schweiz; vom Fuße der Treppe aus fahren Omnibusse nach dem Waldschlößchen, nach dem Großen Garten, nach dem Plauen'schen Grunde — kurz, Alles scheint nur Genuß zu suchen, nur hinaus zu streben in das grüne, blühende Land.

Im Innern der Stadt sieht es freilich anders aus; da sind die Straßen eng, und die Luft ist schlecht; da wird gearbeitet und Handel getrieben; da raseln Lastwagen an uns vorüber; da müssen wir uns durch eine geschäftig hastende Menge drängen, und aus manchem Gesicht sehen uns Ermüdung und Sorge an. Doch auch hier wird der Blick des Fremden von dem Leben des Tages abgelent, denn in vornehmer Abgeschlossenheit sehen die capriciösesten Rococobauten: Häuser und Hôtels mit Wappen- schildern über Fenstern und Thüren, wunderlichen Karpatiden, schönen Pilastern, Frucht- und Blumengewinden, Amoretten, Namenszügen, Emblemen aller Art in dies Treiben hinein. Das Brühl'sche Palais, das Kofel'sche Palais, der Zwinger mit seinen gekrönten Pavillons, seinen reichverzierten Galerien, seinen schönen Treppen, seinen Springbrunnen und Drangebäumen führen uns mit wunderbarer Lebendigkeit die Tage August's des Starken vor die Seele und erzählen uns, je nach Stunde und Stimmung, von glänzenden Festen, schönen Frauen und vollendeten Cavalieren, oder von Hof- und Liebesintrigen, oder von der unerhörten Be- drückung eines treuen, geduldigen Volkes und der Willkür der Mächtigen. So lebendig werden die Erinnerungen, daß wir kaum erkaumen würden, wenn aus irgend einem Palais-Portale eine schwerfällige, vergoldete Staatscarosse hervorraste, und aus

ihren seidenen Polstern das schöne, hochmüthige Gesicht der Gräfin Kofel, oder das unverschämte lächelnde Antlitz des Grafen Brühl auf uns niedersehe.

Dies Alles ist indessen „nur Kleid und Pier“. Wenn wir länger hier sind und genaueren Einblick gewinnen, finden wir auch in Dresden alle Vorzüge, Mängel, Kämpfe und Gefahren der Neuzeit in reger Wechselwirkung. Die hiesigen Schulen sind gut; mit der Bildung ist das Selbstgefühl der Bevölkerung ge- wachsen; die Ansprüche haben sich gesteigert; aber hier wie ander- wärts halten die materiellen Hilfsmittel nicht immer gleichen Schritt mit den Anforderungen. Unsere Arbeiter, Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, haben Strike gemacht. Auf jede Lohner- höhung folgt auch bei uns eine Vertheuerung der Lebensmittel, und die Wohnungsnoth, die seit Jahren fühlbar war, hat seit dem Eintritt der Freizügigkeit bedenkliche Dimensionen angenom- men. Nun werden zwar von verschiedenen Seiten anerkenntens- werthe Versuche gemacht, dem Uebel zu steuern; ein hiesiger Einwohner hat unter der Bedingung, daß die Stadt den Grund und Boden liefere, 100,000 Thaler zur Erbauung von Arbeiterwoh- nungen geschenkt; ferner ist ein Comité zusam- mengetreten, das Häuser aufkaufen und die darin enthaltenen Wohnungen möglichst billig an Lehrer und Subalternbeamte vermieten will, aber dies Alles ist natürlich ungenügend.

Daß trotzdem die Dresdener Arbeiterbevölke- rung nicht den beängstigenden Eindruck macht, wie die anderer Städte, mag zum Theil an unseren immer noch günstigen Zuständen liegen, an der verhältnißmäßigen Billigkeit des Lebens, dem Ver- dienst, den der reiche Fremdenverkehr mit sich bringt, und dergleichen mehr — zum größten Theil verdanken wir es aber der Gutherzigkeit und geistigen Gesundheit des hiesigen Volkstammes, der seine Freude zumeist da sucht, wo sie am er- quidendsten zu finden ist, im Genuß der Natur. Rührend ist es, wie an Sonn- und Feiertagen, sobald es nur irgend das Wetter erlaubt, Alt und Jung ins Freie eilt. Am bedeutendsten ist diese Völkerwanderung zur Zeit der Baumbüthe oder „Boombüthe“, wie es hier zu Lande heißt. Wer das sächsische Volk in seiner lebenswürdigen Harm- losigkeit kennen lernen will, sollte nicht versäumen, an dem Sonntage, der in die Zeit der Kirchbüthe fällt, nach dem Pichoner Grunde zu fahren. Tau- sende fröhlicher Menschen ziehen des Weges, lagern sich unter den weißen Blüthenbäumen der Berg- lehnen oder im Grase rings um die Mühle und lassen sich von lustigen Gesellen den Schwanz vor- führen, „wie Kalkulatorch in die Boombüthe machen“.

Der Kalkulator trägt einen unglaublich hohen Cylinder, eine steife Kravatte und einen großen rothen Regenschirm; die Kalkula- rin prangt mit einem Hut aus den zwanziger Jahren, einem altmodischen Kleide und einem ungeheuren Strickbeutel; der Kin- derwagen mit der aufgepuzten Schreipuppe darf nicht fehlen; allerlei groteske Gestalten, die Freunde des Kalkulators vorstel- lend, haben sich angeschlossen, und wo der Aufzug erscheint, bricht lauter Jubel los. Ueberhaupt wird viel gelacht, gesungen und getrunken, aber unbeforgt können wir uns unter die Fröhlichen mischen — kein ungehöriges Wort, keine Rohheit irgend welcher Art wird uns verkehren. Das Einzige, was uns weh that, war das Lied, das heimkehrende Soldaten in den goldigen Abenddunst hinausklängen ließen:

„Man sieht ja kaum den Boden,
Vor lauter Blut und Todten...“

sangen sie — und über ihnen jubelten die Lerchen, und rings umher lag das blühende, fegenverfeßende Land.

Es war überhaupt ein wunderlicher Frühling, schöner, als wir ihn je in Dresden gesehen. Bis in die engsten Gassen drang der Hollunder- und Magienluft; nun sind die Rosen gekommen — in wunderbarer Fülle, und die ersten Linden fangen an zu blühen. — Aber nicht Blumen allein, auch ein seltsam Kräuterlein, das viel von sich reden macht, ist auf dem Boden der Literatur emporgeschossen. Es heißt: 55 Sätze von Dr. Karl Gottlieb Haebler und behandelt die Fragen: „Wie sollte das deutsche Volk nach den Siegen von 1870 und 1871 auf das Drama der Ver- gangenheit blicken? Wie sollte es das seiner eigenen Zukunft ge- stalten?“ In 34 Sätzen, auf 15 Octavseiten werden alle Dra- matiker der Welt von Aeschylus bis auf unsere Tage be- oder vielmehr verurtheilt. Von Aeschylus heißt es: „seine Bestre- bungen waren selbst zu seiner Zeit nicht völlig berechtigt“. So- phokles hat mit König Oedipus „der dramatischen Kunst einen schlechten Dienst erwiesen“. „Die Komödie des Aristophanes, wie viel Geist und Witz sie auch enthält, ist ein Mißbrauch der Dich- tung für politische Zwecke“. Shakespeare ist „von und seit Lessing überschätzt“. Satz 16 lautet: „Goethe's Götz ist wohl zu unruhig für unsere Bühne, Tasso zu weich in der Haltung, zu peinlich im Ausgange, unerträglich im vierten Act. Clavigo ist wegzuh- tun, als ein Werk, das weder Goethe's noch unserer Bühne würdig ist“. 17: „Von Schiller sollte man endlich wegmeh- ren: die Räuber wegen Rohheit und Unreife, Kabale und Liebe wegen krankhafter Sentimentalität, und wenn Posa's Phrasen endlich verstümmten, so wäre auch nicht viel verloren“.

Heinrich von Kleist, Hebbel, Otto Ludwig, Heyse und Geibel werden in derselben Weise abgethan, Laube wird gesagt, er hätte Novellen schreiben sollen statt der Dramen, und endlich wird decretirt, alles Mittelmäßige, wegzuthun“.

Verherrlichungs-dramen sollen unsere Dichter schreiben — was Haebler darunter versteht, haben wir nicht verstanden; er zählt Faust und Emilia Galotti dazu. — Daß von seinem Büchlein viel gesprochen ist, darf uns nicht wundern — wer mit Steinen nach Götterbildern wirft, wird sich immer für einen Augenblick bemerklich machen; aber daß es Menschen gebe, die sich über die 55 Sätze ärgern, halten wir für Fabel, ebenso, daß ihr Verfasser den Muth besitzen soll, selber Dramen zu schreiben.

Von unserm Theater wissen wir heute Nichts zu berichten, als daß das Schauspiel Ferien hat, und daß die Oper nicht eben glänzend bestellt war. Erwähnen wollen wir noch, daß Dresden endlich ein antändiges zweites Theater — das Herminia-Theater in der Circusstraße erhalten hat. Von seinen Leistungen sollen Sie im nächsten Briefe erfahren. Wir sind begierig, ob es ihm ge- lingen werde, seine Aufgabe so gut zu erfüllen, wie es das Mün- chener Volkstheater thut.

Egyptische Leichenbestattung.

Zu dem Bilde E. Roeber's von Ludwig Pietsch.

Keins unter allen bekannten Völkern in alter und neuer Zeit hat den Tod in solchem Grade zum Hauptgegenstand der Gedanken und Sorgen der Lebenden erhoben, die Wohnungen des Todes und den Leichnam, welchem diese errichtet waren, mit einer so hohen pietätvollen Wichtigkeit betrachtet und behandelt, als die vorchristlichen Bewohner des ägyptischen Nillandes, des Sitzes der uraltesten Cultur auf Erden. Während der klar und unbeeinträchtigt der Natur ins ernste Antlitz blickende moderne Mensch sagt: Geben wir dem Staube zurück, was dem Staube gehört! hätte den Ägypter auch seine höchste Cultur, deren Zeugnisse aus zahllosen Papyrusrollen und den Steinen eingegrabener Inschriften, aus tausenden von erhabenen und reizenden Kunstschöpfungen zu uns sprechen, nie zu einer ähnlichen Auffassung der Bestattungsfrage durchdringen lassen. Knüpfte sich doch für seinen unerschütterlichen Glauben an die Dauer des Leichnams die Unsterblichkeit. Nur seine Erhaltung und sichere Verborgenheit gegen Verwesung und Vernichtung sicherte für die ägyptische Ueberzeugung das Fortleben der Seele, wenn sie gerecht befunden worden von den prüfenden göttlichen Todtenrichtern, im himmlischen Reich des Osiris. Auf eine dabei sehr nahe liegende Schlussfolge und Nutzenwendung aber scheinen sie nie verfallen zu sein. Wenn auch die worteichen, zum Theil so hochpoetischen und liebenswürdigen ägyptischen Grabinschriften nur von tugendhaften und mütergültigen Verstorbenen zu erzählen haben, läßt sich doch nicht mit Unrecht annehmen, daß die Majorität der so Gepriesenen, so gut wie die auf unsern Kirchhöfen Ruhenden, schwache, sündhafte Menschen gewesen sind, für welche die Todtenrichter kaum mildernde Umstände gefunden haben, und mithin die in vielen Graberbildern so lebhaft geschilderten grausamen Höllenstrafen der unvermeidliche Lohn gewesen sein dürften. Und doch scheint es nicht, als ob der Wunsch der Hinterbliebenen, den Verstorbenen davon zu befreien, sie je zur Wahl des so nahe liegenden Mittels bestimmt hätte, jener qualvollen Fortexistenz durch das einfache Unterlassen der Erhaltung des Leichnams ein sicheres Ende zu machen. Deutet das nicht doch vielleicht auch bei den Ägyptern auf jenen der Menschenbrust tief eingeborenen hoffenden Glauben an die verfühnende Gnade der waltenden Gottheit?

Man hat eifrig nach den Wurzeln für die Entstehung dieses seltsamen Dogmas von der an die Fortdauer des Leichnams geknüpften Unsterblichkeit der Seele forschend und schließlich gesucht. Eine oft entwickelte Hypothese wollte mir sehr einleuchten. Das schmale fruchtbare Thal zu beiden Seiten des Nil, das Land der schwarzen Erde, Ägypten sei immer ein holzarmes, ob auch üppig fruchtbares Land gewesen. Das Errichten von Scheiterhaufen zum Verbrennen der Todten nach der sonst im Alterthum beliebtesten Sitte habe sich somit bei einer so großen Bevölkerung von selbst verboten. Die Todten aber einfach der Erde anzuvertrauen, das würde bei den alljährlichen, Monate langen Ueberfluthungen, welche das ganze Land in einen Sumpf verwandeln, zur steten Quelle der Pest geworden sein. Die einzig richtige Auskunft blieb mithin, die Leichen weit über die Grenze, welche der austretende Nil je erreicht, zu tragen und sie der dort beginnenden Wüste, dem ihre Spur verwehenden Sande oder dem Felsenschloß des Kalkgebirges anzuvertrauen.

Aber die Masse der Menschen ist jederzeit kurzfristig und zur Bequemlichkeit geneigt. Trotz der einleuchtenden Verständigkeit jenes Gebotes, die Todten in Wüste und Fels zu versenken, würde, so schließt man weiter, das Verbot, sie neben den Städten in den fruchtbaren Boden zu bergen, schwerlich strenge Beachtung gefunden haben. Damit das geschähe, hätten die Priester, die Befürworter der natürlichen praktischen wie der religiösen Weisheit, das Dogma herausgebildet, welches dem sanitätspolizeilichen Gebot dadurch eine viel eindringlichere Autorität verlieh, daß es dasselbe mit religiöser Weihe verjah und von seiner strengen Befolgung die Fortdauer der Existenz über das Grab hinaus abhängig machte.

In der Zeit, aus welcher auch die ältesten Felsen- und Wüstengräber Ägyptens herrühren, sei diese Entstehungsgeschichte, seien die Motive des Verfahrens, wie des Glaubens bereits dem Bewußtsein des Volkes entschwunden gewesen. Der Glaubenssatz war in Fleisch und Blut übergegangen; die größtmögliche Vorsorge für die Erhaltung und Bewahrung der Leichname verstand sich bereits ausnahmslos von selbst, das Unverweslichmachen war zu einer Kunst oder einem Gewerbe ausgebildet. Die Pietät ließ es sich nicht mehr an der möglichst verborgenen und gesicherten Grabstätte genügen, sondern suchte ihre Befriedigung in dem reichsten künstlerischen Schmuck derselben.

Ich sehe noch immer im Geist den tief aus dem Wüstenboden nahe der Sphinx vor den Pyramiden von Gizeh gehöhlten Schacht, aus dessen Tiefe uns das steinerne Sargdeckelbild des dort begrabenen Priesters feierlich heraufschälte, wo mir an jenem Novembertage in glühender Mittagstunde der gelehrte, liebenswürdige Verfasser der „egyptischen Königstochter“ diese Hypothese für die Entstehung und Herausbildung des ägyptischen Todtencultus so glänzend und überzeugend entwickelte, daß ich für lange zum treuen Befenner wurde.

Aber welche Ueberzeugung hätte nicht Anfechtungen zu erleiden? Ägypten ist nichts weniger als holzarm gewesen, so höre ich die Bekämpfer dieser Hypothese sagen; seine Wälder und Nilfazien waren doch hinreichend, das Holz für den großen Schiffsbedarf zu geben; und womit auch sonst diese ungeheure Verschwendung in großen Mumienfargen bestreiten, deren Material ja beinahe ebenso hingereicht hätte, die Leichen zu verbrennen, als zu diesen kunstvollen Todtenkisten verarbeitet zu werden? Mögen die Egyptologen es entscheiden. Das thatsächliche Resultat, der Grab- und Todtencultus, ist an sich so interessant und gibt der Betrachtung so überreichen Stoff, daß man die Sorge um die Ergründung seiner Entstehungsart willig den fachgelehrten Forschern überlassen mag.

Ueberall längs des Nil, meist am westlichen Wüstenraum, aber auch an den äußersten westlichen Felswänden des Ostufers begleiten uns bis nach Nubien herauf die zahllosen Todtenstädte jener uralten untergegangenen Welt. Bald erscheinen sie, wie dort um das alte Memphis bei dem heutigen Gizeh, Sakkarah und Daskrah, in der Gestalt von Gruppen jener ungeheuren Pyramiden, welche die uraltesten Herrscher des Reiches berghoch über ihren tiefversteckten Grabkammern thürmten, zu denen sie den Zugang damit für ewig geschlossen wännen konnten. Bald wieder als jene niedrigeren Grabhäuser mit schräg ansteigenden flachebedeckten Wänden, Mastaba genannt, in welchen rings um die Nischenmauern der Pharaonen ihre hohen Diener ruhen. Dann wieder, und das ist die ungeheure Mehrzahl, als tiefe Höhlen in

den Stein des Gebirges gewühlt; die des gemeinen Volkes wie ein kunstloser schmaler Spalt, die der Vornehmeren eine complicirte, kunstvolle, überreich geschmückte Architektur mit Pfeilerkapellen und Vorgemächern, wie das Grab des Ti bei Sakkarah; oder ein weites System von unterirdischen Sälen und Kammern bis 300 Fuß tief in den Schoß des Felsens gemeißelt, wie die Königsgräber der thebaischen Dynastien dort im Todesthal Luxor gegenüber und in den Abhängen des Assaf. Wie unendlich verschiedenartig aber auch die Größe, Art und Ausdehnung der Anlagen sei, bei jedem dieser Gräber ist der gleiche eine Hauptzweck angestrebt: die tiefste Verborgenheit des Mumienfarges.

In allen besseren, kunstreicheren Gräbern zeigt sich, nachdem man die Vorräume durchschritten, an der westlichen Wand eine Scheintür, eine Nische, oben von einem horizontalen Rundbalken, einer Erinnerung an den einst als Oberschwelle dienenden Palmstamm, abgeschlossen. Es ist die symbolische Pforte zum Reich der Nacht, durch welches der Verstorbene hindurch, wie die sonnige Gottheit selbst zum Osten, zum neuen Tag, zum verjüngten, seligen Leben dringen soll.

In dieser Nische fanden die Grabstatuen, in der ältesten — durch 5000 Jahre von uns getrennten — und größten Kunstperiode Ägyptens oft höchst lebensvolle, porträtmäßig charakteristische, meisterhaft gearbeitete, ihren Platz. Wer hinter jener Scheinpforte den Sarg suchen wollte, wäre betrogen. Mitten im Boden der Grabkammer, wenig bemerkbar, von Platten oder Blöcken geschlossen, öffnet sich der schräg in die Tiefe steigende Mumien-schacht, an dessen tiefstem letzten Ende erst der Sarg noch in fester steinerne Umhüllung ruhte.

Je höheren wichtigeren Ranges der Verstorbene war, desto ausgedehnter und entsprechender sind auch die diesem Zweck der sichern Verborgenheit dienenden Anlagen des Grabes, während das gleiche Verhältnis in Bezug auf den künstlerischen Schmuck der Kammern und Hallen, in der ältesten Periode wenigstens, nicht gilt. Die künstlichen Mumien-schächte Chufu's und Chesren's im Schoß der zu ihren Riesengrabmalen dienenden Pyramiden überbieten an Raffinement, wie an fabelhafter Ungeheuerlichkeit der geleisteten technischen Arbeit durchaus alle sonst existirenden, die endlosen Grabhöhlen der Ramessiden im Todesthal Thebens nicht ausgenommen. Aber während die Grabkapellen und Kammern manches Hofbeamten, wie Ti und Pthahotep in Sakkarah und der zahlreichen andern der großen Nekropolis von Memphis wie von Theben, von den kunstreichsten colorirten Flachreliefsbildern und langathmigen Inschriften an allen Flächen des Innern, Wänden und Pfeilern vollständig bedeckt sind, zeigen jene Königsgräber der Pyramiden kein einziges Bild und keine Hieroglyphenzeile. Die enorme Ausdehnung des Höhlensystems wie des Bildschmucks so vieler Gräber läßt zweifellos schließen, daß die spätern Bewohner derselben das hochwichtige Werk ihrer Herstellung bereits rechtzeitig im Leben begannen. Den trauernden Erben ist in solcher Hinsicht nicht allzu sehr zu trauen. Die eine berühmte Kammer im Königsgrabe des großen Sethos I. (nach seinem Entdecker „Belzoni“ bezeichnet) in der Thebaide, wo die Wände nur erst mit den groß und sicher mit schwarzer Tusch entworfenen Contouren der Zeichnungen für die Reliefs bedeckt sind, während in allen anderen Hallen desselben Grabes der farbige vollendete Reliefschmuck prangt, schienen mir immer nur so zu erklären: Der Pharaon starb, ehe auch dieser letzten Kammer Decoration zum Abschluß gebracht war; der Nachfolger ließ es genug sein und schloß die Pforte ohne eine Ahnung, daß er 3000 Jahre später „erkannt“ werden sollte.

Wenn diese thebaischen Königsgräber sich überwiegend mit den mythologisch-symbolischen Bildern der Todesgötter und der Scenen der Unterwelt, und nur ganz ausnahmsweise, wie dort im „Grabe der Harner“ (Ramses V.), mit Darstellungen des irdischen Besitzes des Verstorbenen schmücken, so sind die Wände der andern Gräber, der hohen Beamten, der Adligen, der Priester, aber auch der gewerbetreibenden Bürger, desto bereicherter und uner-schöpflicher in der anschaulich treuen Schilderung der Thaten, der Reichthümer, des Lebens des Verlebten. Die berühmten Bildwerke an den Wänden und Pfeilern im Grabmal des schon genannten Geh. Hofraths Ti und die andern in der Grabkapelle eines Oberpräsidenten der Provinz in der Felswand über dem heutigen Beni Hassan stellen in bewundernswerthester Kunst und reizender naiver Lebenswahrheit das Spiegelbild des gesamten Lebens und der Sitten, der ländlichen und städtischen Gewerbe, des Ackerbaues, der Viehzucht, der Fischerei, der Nil-schiffahrt, des häuslichen und öffentlichen Daseins im Nilthal, jenes fünften und vierten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung dar. Selbst die Ceremonien der Bestattung fehlen nicht unter diesen Darstellungen. Wir sehen den Transport des Mumienfarges, wie der Grabstatue, auf der symbolischen Barke, die auf der Schleife zum Grabe gezogen wird, die legenden Weiber; aber wir sehen nicht die Arbeiten der Balsamirungskünstler zur Unverweslichmachung des Leichnams. Deren getreue Schilderung hat Herodot uns überliefert. Es ist keine sehr appetitliche, aber desto anschaulichere. Wir erfahren, daß auch diese Techniker der Börse der hinterbliebenen Auftraggeber ihr Verfahren anzubehalten wußten. Drei Manieren von verschiedener Kostbarkeit gab es, um den Leichnam vor Verwesung zu wahren. Auf die siebzig Tage in Anspruch nehmende erste Procedur folgte das Einwickeln in die Byssusbinde, in welche wir die Mumien gehüllt finden. Den so präparirten Leichnam nimmt der schön und farbig decorirte Sarg in ungefährer Menschengestalt, diesen bei Vornehmern der steinerne auf; das Ganze der Mumien-schacht des Felsengrabes.

Während der widrigen Arbeit der Balsamirer verließen die Verwandten das Haus. Vorher überließen sie sich der lärmendsten Klage. Die Weiber bestrichen sich Kopf und Gesicht mit Lehm, zogen schreiend, sich die Brust schlagend, durch die Stadt.

Bei der Bestattung selbst übernahmen, wie heut noch bei den Arabern, die gemieteten Klageweiber hauptsächlich den Ausdruck des Schmerzes, der während der siebzig Tage des Einbalsamirens bei den Verwandten selbst Manches von seiner ersten Lebhaftigkeit eingebüßt haben mag. War der Mumien-schacht und die Grabpforte verschlossen, so konnten sie wännen, den theuern Verstorbenen sicher für ewig bei Osiris geborgen zu haben. Aber fürchtbare Täuschung! Sie hatten weder mit der Habgier noch mit der Wißbegierde der Menschen gerechnet. Heut stehen jene Felsengräber erbrochen, bis in den tiefsten Grund durchwühlt, geplündert, geschändet. Der Wüstenwind treibt sein Spiel mit den Mumienfargen, der Felsch bietet dem Fremden Gefühlsstücke des zerrissenen braunen Leibes zum Kauf an. Und Hunderte von Meilen davon, im Norden, in den Museen Europa's, am hellen Tageslicht, allen Blicken offenbar, steht, was von denen noch erhalten blieb, welche jenes fromme Geschlecht für ewig unsindbar zur sichern heiligen Ruhe bestattet zu haben glaubte!

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknope.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Hastig eilte Solanges die Stufen hinauf und trat in den Laden ein, während ihr Begleiter draußen stehen blieb.

Der Kaufherr hatte hinter den großen Glasscheiben gestanden und die Weiden im eifrigen Gespräche kommen sehen. Mit einem vertraulichen Kopfnicken begrüßte er Solanges.

„Ich sehe,“ sagte er, und es lag in seiner Stimme Etwas, was das stolze Herz des Mädchens wie die Berührung einer rauhen Hand verlegte und schmerzte. „Ich sehe, Mademoiselle, Sie haben sich verständigt mit Ihrem Beschützer und Sie wissen jetzt Alles.“

„Wen nennen Sie meinen Beschützer, mein Herr?“ fragte Solanges mit einem stolzen Aufblicken ihrer sonst so sanften Augen.

„Sie fragen noch, Mademoiselle? Nun, den jungen reichen Herrn, welcher da draußen steht, und den Sie jetzt nicht bloß zum Beschützer Ihrer Kunst, sondern auch Ihrer liebenswürdigen Person angenommen haben,“ erwiderte der Kaufherr spöttlich.

„Mein Herr, ich verstehe Sie immer noch nicht! Ich weiß nicht, wen Sie Beschützer meiner Kunst und meiner Person nennen! Ich muß Sie bitten, sich näher zu erklären,“ sagte Solanges mit zitternder Stimme.

„Nun, die Erklärung ist sehr leicht, wenn Sie darauf bestehen, Sie zu haben. Jener Herr draußen wird Ihnen doch gesagt haben, daß er Ihr Protector ist und daß er für Ihre niedlichen Handzeichnungen beständig neue Aufträge gibt und sie mit einem Preise bezahlt, den ich Ihnen natürlich nicht zahlen könnte, wenn Sie nicht eben jenen reichen Protector hätten.“

„Dieser Herr ist es, der meine Malereien kauft und dafür einen Preis zahlt, wie Sie ihn mir sonst nicht zahlen würden?“ fragte Solanges mit feberhafter Heftigkeit.

„Gewiß, Mademoiselle, er zahlt nicht bloß für Ihre Arbeit, sondern für Ihr schönes Gesicht,“ sagte der Kaufmann. „Und hier, Mademoiselle, sind die vier Pfund Sterling für Ihre letzte Arbeit. Haben Sie jetzt nur die Güte, ein neues Autograph für Ihren Protector zu schreiben.“

„Ich will weder das Eine, noch das Andere,“ rief Solanges empört, „und ich nehme meine Arbeit mit mir und werde von dieser Stunde an nicht mehr für Sie arbeiten. Leben Sie wohl.“

Sie wandte sich hastig um und schritt hinaus.

Draußen stand Arthus, der auf sie gewartet hatte. Er wollte ihr die Hand reichen, um ihr beim Heruntersteigen behilflich zu sein, aber sie wehrte ihn mit einer heftigen Bewegung zurück.

„Mein Herr, kein Wort mehr, wenn ich bitten darf.“

Sie winkte einem langsam vorüberfahrenden Cab zu, und ehe noch Arthus sich von seinem schmerzlichen Erstaunen erholt hatte, sprang sie in das Gefährte und fuhr von dannen.

Der Marquis war bei ihrem Vater, als Solanges zurückkehrte. Sie unterbrach sich mitten in einem leisen und lebhaft geführten Gespräch bei ihrem Eintreten. Solanges achtete nicht darauf. Ihr Herz war so voll Schmerz und Grant, daß sie auf keine andere Stimme hörte, als auf die ihrer eigenen Verzweiflung.

Der Marquis war aufgesprungen und eilte ihr entgegen und nahm mit zärtlichen Worten ihre Hand, um sie an seine Lippen zu drücken. Sie ließ ihm ihre Hand, sie hörte gar nicht auf seine Beteuerungen, auf sein Entzücken über ihre Heimkehr.

„Wie bleich Du aussiehst, Solanges,“ sagte jetzt ihr Vater. „Fehlt Dir Etwas?“

„Ja,“ erwiderte sie hastig und hoch athmend. „Ich fühle mich angegriffen und krank.“

„Das kommt vom vielen Sitzen und Arbeiten her,“ sagte ihr Vater unwirsch. „Den ganzen Tag, Marquis, hat sie wieder vor dem Pult gesessen und Plänen gemalt. Wären es noch die Plänen von Frankreich gewesen, und wäre es ein Geschenk für unsern theuren König gewesen! Aber eine bestellte Arbeit für einen elenden Krämer. Und für ihn muß meine Tochter ihre schönen Augen trübe machen und ihre Wangen bei der Arbeit erbleichen lassen! Ist das nicht entsetzlich, Marquis?“

„Entsetzlich,“ seufzte er, „und ich werde den Tag segnen, wo diese Dual endlich überstanden ist, und wo Solanges gnädig und großmüthig mir gestatten wird, an ihrer Stelle die Sorge für Ihren Haushalt zu übernehmen, mein theurer Vater. Denn an dem Tage werde ich wissen, daß das edle und keusche Herz meiner theuren Braut sich mir endlich ergeben, und daß sie die heiße Liebe, welche ich ihr entgegen trage, endlich angenommen hat. Solanges, es ist wahr, Sie sind bleich und Ihre Augen sind trübe. Ich stehe zu Ihnen, schonen Sie sich wenigstens eine Woche, lassen Sie wenigstens eine Woche Ihre Arbeit ruhen, und gestatten Sie mir —“

„Ich bitte Sie, mein Herr, erinnern Sie sich unserer Bedingungen,“ unterbrach sie ihn und wandte sich dann wieder dem alten Grafen zu.

„Vergeben Sie mir, mein theurer Vater, wenn ich mich heute zurückziehe und um die Erlaubniß bitte, heute Abend nicht mehr meine Kammer zu verlassen. Mein Kopf ist wüth und krank. Ich bedarf der Ruhe und will mich niederlegen.“

Er nickte zustimmend, und es flog wie ein Ausdruck von Freude über sein altes Gesicht. „Thue das, meine Tochter. Lege Dich nieder und schlafe. Das wird für Dich das Beste sein,“ sagte er. „Laß mich Dir gute Nacht sagen!“

Sie trat zu ihm hin und neigte sich zu dem alten Mann. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sah sie lange und zärtlich an.

„Ja, ich will schlafen. Gute Nacht, mein Vater!“

Sie küßte seine Hand und nahm dann mit einem stolzen Neigen ihres Hauptes von dem Marquis Abschied. Als er sich ihr nähern und ihre Hand ergreifen wollte, wehrte sie ihn zurück, ergriff einen der Leuchter, die auf dem Tische standen und ging in ihre Kammer.

Nun hastig die Thür hinter sich zugeriegelt, das Licht auf den kleinen Tisch gesetzt, dann sank sie vor ihrem Bette nieder, das Haupt in den Kissen verbergend, damit Niemand ihr Schluchzen, ihr schweres Athmen und ihr Stöhnen vernehme!

Den letzten Sonnenstrahl, welcher die Nacht ihres kummer-vollen Daseins durchleuchtete, den hatte sie jetzt verloren, und eine grausame Hand hatte den Schleiher, welcher die Wahrheit ihr verbarg, von ihren Augen weggerissen!

Sie wußte jetzt, daß der, an den sie glaubte, den sie liebte, ohne daß sie ihn kannte, für sie verloren war!



X.A. BRENDA MOUR. E. GOEBEL. sc.

Egyptische Leichenbestattung.
Zeichnung von Ernst Roeder.

Sie war stolz darauf gewesen, aus ihrer eigenen Kraft, durch ihre Kunst die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte sich zu erwerben. Und nun mußte sie erfahren, daß es nicht ihre Kunst gewesen, welche man bezahlte, sondern daß sie den Lohn ihrer Arbeit nur der Protection eines reichen Mannes verdankte!

Es zog wie ein Schwert durch ihre Seele, als sie das dachte, und dann wieder sah sie sein schönes, edles Angesicht, dann hörte sie vor ihren Ohren die zärtlichen und doch demüthsvollen Worte, welche er zu ihr gesprochen. Und ihre Thränen flossen heftiger, denn sie fühlte es dann wieder, daß sie ihn dennoch liebe, und daß ihr Herz vielleicht nur deshalb so schmerzlich blute, weil es ihn liebt.

Doch es muß ein Ende gemacht werden, und zusammenraffen muß sie sich mit ihrem Stolz und ihrer Pflicht!

Sie stand auf und trocknete ihre Thränen. „Ich will nicht mehr weinen,“ sagte sie. „Ich muß standhaft und gefaßt sein und keine Erinnerung darf mehr in mir zurückbleiben.“

Sie trat zu der kleinen Kommode, in der sie ihre wenigen Habseligkeiten barg, und aus dem Kästchen, das sie hervorzog, nahm sie jetzt ein kleines Rosenbouquet. Lange betrachtete sie es mit zärtlichem, traurigem Blick.

Es war die einzige Gabe, welche sie von ihm erhalten, das einzige Andenken an ihn! Als sie neulich ihre vollendete Arbeit durch die alte Aufwärterfrau zu dem Kaufherrn hingeschickt, hatte die Alte bei ihrer Heimkehr ihr dies Rosenbouquet gegeben und ihr gesagt, daß ein Herr, welcher vor der Thüre des Hauses gestanden, angstvoll gefragt, ob Mademoiselle krank sei, und daß er gebeten, diese Rosen von ihm anzunehmen.

Wie beseligt hatte sie sich gefühlt durch diesen duftenden Gruß!

Nun waren die Rosen verwelkt, und die Liebe in ihrem Herzen mußte auch verwelken! Sie zerpflückte mit zitternden Händen die armen vergilbten Blüthen und streute die Blätter umher auf den Boden.

Lange schmerzvolle Stunden rang Solanges in der Oede und Einsamkeit ihrer kleinen Kammer mit ihrem Schmerz und ihrer Qual. Dann endlich, mit einem tiefen, langen Seufzer, nahm sie Abschied von ihren Träumen, von ihrem süßen, geheimnißvollen Glück. Nun galt es, mit festem Blick in die Zukunft zu schauen und sich klar zu werden über das, was nun geschehen sollte.

Sie hatte in der ersten Empörung ihres Stolzes nur das Eine bedacht, daß sie für jenen Mann nicht mehr arbeiten könne. Sie hatte ihre Arbeit mit heimgelacht. Aber woher nun neuen Verdienst nehmen? Woher die Mittel für den Lebensbedarf erwerben?

Sie mußte neue Verbindungen suchen, einen andern Kunsthändler, für den sie arbeiten könnte.

„Ich werde morgen zur Gräfin Dutang gehen,“ sagte sie zu sich selber. „Sie wird mir helfen und mir Rath ertheilen. Sie ist immer gut und freundlich zu mir. Sie wird mich auch in dieser Noth nicht verlassen. Ich werde ihr freimüthig Alles sagen und bekennen, und sie wird begreifen, daß ich so handeln mußte. Ja, die gute Gräfin wird mir beistehen und Alles wird wieder gut werden. Denn ich that meine Pflicht, so schwer und schmerzlich sie auch ist. Nun bin ich wieder gefaßt und ruhig und still! Nun will ich meinem lieben Vater noch einmal gute Nacht bieten, denn mich dünkt, ich war fern von ihm und bin nun wieder heimgekehrt zu ihm. O ich sehne mich, noch einmal seine Lippen auf meiner Stirne zu fühlen. Er wird mich segnen zu dem neuen Leben, das ich nun beginnen muß.“

Sie öffnete leise und langsam die Thüre zu dem Wohngemach, neben welchem sich der Alkoven befand, in dem der alte Graf schlief.

Es war ganz still in dem Gemach. Das Licht, welches auf dem Tische stand, war niedergebrannt und flackerte nur zuweilen noch hell auf, um dann tiefer zu versinken.

Sicher schlief ihr Vater schon! Sie wollte ihn nicht wecken, nur ihn noch einmal anschauen und ihm sagen, daß sie jetzt wieder seine Tochter sein und nur ihn lieben und für ihn sorgen wolle.

Leise auf den Behen schritt sie durch das Gemach nach dem Alkoven hin und schaute nieder auf das Bett. Dann schrak sie zusammen, und ein Ausdruck des Entsetzens sprach aus ihren Mienen.

Das Bett war leer.

Tiefer neigte sie sich über dasselbe hin, als meine sie, nicht recht gesehen zu haben. Es war vielleicht die Dunkelheit, welche ihre eigenen Augen trübe machte. Vorsichtig legte sie die Hände auf das Bett, aber sie suchte vergeblich auf dem Kissen nach dem Haupte ihres Vaters!

Nun stürzte sie vorwärts und holte aus ihrem Zimmer das Licht herbei. Das Bett in dem Alkoven war wirklich leer, ihr Vater war nicht da!

Ein Schmerzensschrei drang aus ihrer Brust hervor, und sie schwankte mit dem Lichte nach dem Tische hin. Da setzte sie es nieder und sank auf den Sessel.

„Fort! Er ist fort! St. Juste hat ihn mit sich genommen, und das alte jammervolle Dasein beginnt nun wieder. O jetzt sind wir ganz verloren, ganz unglücklich. Alles, was ich gethan, ist nun vergeblich. Der Dämon hat wieder Gewalt über ihn, und wir werden nun rettungslos in den Abgrund versinken!“

So klagte sie und jammerte sie und dann wieder überlegte sie in ihrem Herzen, was nun zu thun sei, fragte sie sich, ob sie, wenn ihr Vater heimkehre, vor ihm niederknien, seine Knie umklammern und ihn anflehen solle, daß er nicht wieder von dem Dämon sich verführen lasse, nicht wieder wie sonst die Nächte durchspiele und das, was ihre Arbeit und ihr Fleiß geschaffen, wieder dem bösen Zufall anheimgelasse. Doch dann erinnerte sie sich, daß ihr der Arzt gelagt, jede plötzliche Aufregung, jeder Schrecken könnte dem alten Manne den Tod bringen, und sie sollte sorgsam ihn behüten vor jeder zornigen Aufregung.

„Ich will nicht seine Mörderin sein,“ murmelte sie leise. „Ich will das Unglück auf mich nehmen und will es tragen, und Gott wird mir die Kraft dazu geben.“

In Schmerz und Qual, ringend mit ihrer eigenen Verzweiflung, durchwachte sie die lange öde Nacht. Als der Morgen dämmerte, hörte sie die Hausthüre gehen, hörte einen schlurfsenden Schritt auf dem Flur.

Hastig sprang sie empor, schlüpfte in ihre Kammer und löschte das Licht aus. Aber neben der nicht ganz geschlossenen Thüre blieb sie stehen und horchte und lauschte.

Ja, ihr Vater war es, welcher heimkehrte. Sie hörte, wie er vorsichtig und leise die Thüre aufschloß, und wie er sie eben so

leise und vorsichtig hinter sich schloß. Dann blieb er stehen und horchte, als ob er fürchte, seine Tochter geweckt zu haben.

Sie hielt den Athem an und blieb unbeweglich stehen neben der Thür.

Die ersten Strahlen der Morgensonne fielen in das Gemach und durchleuchteten es mit hellem Schein, und ein Strahl des goldigen Glanzes fiel gerade auf die Gestalt des alten Mannes hin, welcher in dem Fenster stand, wo sonst seine Tochter saß und arbeitete und sich mühte. Und dieser erste Strahl der Morgen-sonne bligte auf den Goldstücken, die er jetzt auf dem Tische aufzählte.

„Zwölf Pfund Sterling,“ murmelte er leise vor sich hin, „zwölf Pfund Sterling habe ich gewonnen, und morgen Nacht werden es vielleicht zwanzig Pfund. Und wenn ich so fortfahre, werde ich in einem Monat schon ein Vermögen zusammengebracht haben. Und dann wird Solanges nicht mehr nöthig haben, zu arbeiten und sich zu mühen.“

VIII.

„Wie herrlich sich das trifft,“ rief die alte Gräfin Dutang, indem sie Solanges mit offenen Armen entgegenging. „Ich wollte eben zu Ihnen schicken und Sie bitten zu mir zu kommen, und nun sehen Sie, wie sich die schönen Geister begegnen; Sie kommen meiner Bitte zuvor und da sind Sie. Aber Ihr liebes und schönes Gesicht ist heute trübe, und die großen Augen mit dem Madonnenblick sind heute umschleiert.“

„Ich habe geweint, gnädigste Gräfin,“ sagte Solanges, indem sie die Hand der Gräfin an ihre Lippen drückte und dann auf dem Tabouret neben dem Fauteuil der alten Dame Platz nahm.

„Sie haben geweint? Ja, ja, das ist jetzt das Loos der französischen Adelsfamilien, zu weinen und in Kummer und Leid die Tage hinzuleben. Wir müssen unser Haupt beugen unter das Joch. Ich hoffe, mein liebes Kind,“ fuhr die alte geschwätige Dame fort, „ich hoffe, daß bald eine Zeit kommen wird, wo wir dann um so stolzer unsere Häupter erheben, und wo nach so vielen trüben Tagen die Sonne um so heller über unsern Häuptern leuchtet. Und nun, bevor ich Sie bitte, mir Ihren Kummer mitzuthellen und mir zu sagen, welchem Umstande ich die Freude verdanke, Sie bei mir zu sehen, lassen Sie mich Ihnen sagen, weshalb ich Sie bitten wollte, zu mir zu kommen; Sie werden daraus ersehen, mit welcher zärtlichen Fürsorge ich immer an Sie denke und wie gerne ich meiner lieben Mademoiselle Solanges de Saint Pierre behilflich sein möchte zu einem annehmlicheren und bessern Leben. Es ängstigt mich zuweilen, daß Sie aus der edlen Kunst, welche sonst das Vergnügen der jungen Comtesse war, sich jetzt einen Broterwerb machen müssen. Wird es Ihren schönen Augen nicht schädlich sein, und wenn wir einst an den Hof zurückkehren, wird man nicht der alten Dutang Vorwürfe machen und sagen, sie trüge Schuld daran, daß Mademoiselle Solanges ihre Jugend in Trübseligkeit und in rastloser Arbeit hinbrachte?“

„Ich liebe die Arbeit, gnädigste Gräfin,“ sagte Solanges sanft, „sie ist meine Freude und mein Trost, ich bin stolz darauf, daß ich ihr die Mittel zu unsrer Existenz verdanke.“

„Es ist schön, daß Sie so sprechen,“ rief die Gräfin. „Schön und vernünftig! Aber es hat mich doch immer bedrückt, daß ich Ihnen damals, als Sie mir Ihre Noth gestanden und mir mittheilten, daß Ihre Hilfsquellen erschöpft seien, Ihnen nichts Anderes bieten konnte, als die Gelegenheit, Ihre Arbeit zu verwerthen! Ich habe mich daher bemüht, Ihnen andere Hilfsquellen zu eröffnen, und es ist mir gelungen!“

„Ich hoffe, mein Kind,“ fuhr die alte geschwätige Dame fort, „ich hoffe, daß der Vorschlag, welchen ich Ihnen zu machen habe, vielleicht im Stande ist, Ihnen eine glücklichere Lage zu gewähren. Er nimmt zum mindesten die Demüthigung von Ihnen, die bezahlte Arbeiterin eines ganz gewöhnlichen Kaufmanns zu sein. Hören Sie also! Eine Dame, der ich öfter schon in der Gesellschaft begegnet bin, hat mich ermahnt, ihr eine Gesellschafterin zu suchen. Sie hat zu mir das Vertrauen, daß ich eine passende Wahl treffen werde, und wird Alles gutheißen, was ich versprochen und ausbedungen habe. Sie stellte mir die eine Bedingung, daß die Dame von hohem Adel sei und die elegante Tournüre des Hofes besitze. Wer also, meine theure Gräfin, könnte besser geeignet sein, diese Stelle würdig auszufüllen, als Sie? Denn obwohl Sie fast noch ein Kind waren in den glücklichen Tagen, da wir noch in Paris weilten, bewunderte man Sie doch schon damals um Ihrer Grazie und Ihrer feinen Tournüre willen. Sie waren die Spielgefährtin der Mademoiselle von Frankreich, der Schwester unseres unglücklichen Königs Ludwig, und lernten somit aus der reinsten und edelsten Quelle. Deshalb kann ich keine bessere Wahl treffen, als wenn ich Sie, meine liebe Comtesse, mit dem Ehrenposten betraue, der Ihnen im Hause der Madame Timblestick werden soll. O, erröthen Sie nicht, schlagen Sie nicht die Augen nieder und betrachten Sie es nicht als eine Beleidigung, daß ich der Gräfin Saint Pierre, der Tochter Ihrer edlen Ahnen ein solches Anerbieten zu machen wage!“

„Nein, meine gnädige Gräfin,“ sagte Solanges, die Hand der alten Dame an ihre Lippen drückend. „Ich versichere Sie, daß es ein ganz anderes Gefühl ist, welches mir die Röthe in die Wangen treibt, und daß ich sicher nicht beleidigt bin von Ihrem gütigen Vorschlag, sondern mich tief beglückt fühle von Ihrer Güte!“

Die alte Gräfin nickte ihr freundlich zu. „Und ich, meine Liebe, ich versichere Sie, daß Sie eine ehrenvolle Mission zu erfüllen haben. Mrs. Timblestick ist selber von vornehmer Abkunft; unglückliche Schicksalschläge in ihrer Jugend zwangen sie gewissermaßen, die Hand eines Kaufmanns der City anzunehmen. Jetzt ist dieser Mann, welcher zu seiner und ihrer Entschuldigend wenigstens ein Millionär war, gestorben, und Mrs. Timblestick kehrt reuevoll in unsere Kreise zurück. Die Dame, die sie sich zur Begleiterin wünscht, wird Nichts weiter zu thun haben, als mit dem Glanz ihres eigenen Namens den dunklen, Timblestick ein wenig zu vergolden, in den Soirées der Mrs. Timblestick die Honneurs zu machen und darauf zu halten, daß in diesen Soirées Alles mit den Mäuren des Hofes und der Hofgesellschaft sich bewege. Nun sagen Sie, Comtesse, ist es nicht besser, Sie übernehmen dieses Amt, als daß Sie den ganzen Tag über das Pult gebeugt arbeiten und malen, um dann von einem hochmüthigen Kaufmann Ihre Bezahlung zu erhalten? Wollen Sie die Stelle annehmen?“

„Ja, gnädigste Gräfin, ich will sie annehmen,“ erwiderte Solanges mit ernstem Ton.

„Das freut mich, das ist mir wirklich eine Herzenserlei-

terung,“ rief die alte Dame. „Ich bin gewiß, daß Sie diesen Schritt nicht zu bereuen haben. Zum mindesten werden Sie einige Zerstreuung und Erheiterung finden. Was den Gehalt betrifft, so ließ mir Mrs. Timblestick freie Hand, und ich habe gestern den ganzen Tag dazu verwendet, zu berechnen, wie viel Sie zu Ihrer Toilette und Ihren sonstigen Ausgaben nöthig haben. Denn Sie werden Toilette machen müssen, meine Liebe, Sie dürfen nicht mehr in so unscheinbaren Kleidern erscheinen. Sie werden Toilette machen müssen. Lassen Sie das Alles meine Sorge sein!“

„Ich nehme Alles freudig hin, so wie Sie es mir bieten, gnädige Gräfin,“ sagte Solanges, „nur wollen Sie mir die Gunst erlauben, Ihnen meine Wünsche mitzutheilen.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie, meine Liebe,“ nickte die Gräfin. „Was sind Ihre Wünsche, oder, sagen wir lieber, Ihre Forderungen? Denn ich weiß, daß Mademoiselle Solanges nichts Unbilliges wünscht, und es ist also schon im Voraus bewilligt. Nun also zum Ersten?“

„Zum Ersten, meine liebe Gräfin, möchte ich mir ausbedingen, daß ich einmal in jeder Woche, nehmen wir an, jeden Sonntag, bei meinem theuern Vater sein darf.“

„Zugestanden,“ nickte die Gräfin. „Und zum Zweiten?“

„Zum Zweiten möchte ich bitten, daß ich jede Woche meine Gage erhalte und sie meinem Vater mitnehmen kann.“

„Das heißt, meine Liebe, die Gage, welche Sie außer dem Gardebogelb bekommen. Wahrscheinlich, Sie sind eine edle und gute Tochter, und Gott wird Sie sicher dafür belohnen. So, nun sind wir einig! Was ich Ihnen zu sagen hatte, ist gesagt worden. Nun, meine theure Solanges, theilen Sie mir mit, was Sie mir sagen wollten!“

„Es ist jetzt nicht mehr nöthig,“ sagte Solanges lächelnd. „Gott selber hat mir den Weg gezeigt, den ich gehen soll, und daß er es durch Ihre gütige Hand gethan, Frau Gräfin, das ist mir eine Garantie, daß ich ihn gehen muß. Ich danke Ihnen für alle Ihre Güte und Fürsorge, und möge es Ihrem edlen Herzen eine Belohnung sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit dem, was Sie vorgeeschlagen, meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt haben.“

„Ich bin entzückt,“ sagte die alte Gräfin, „denn Sie machen mir heute aus dem grauen, düstern, englischen Nebeltag einen hellen Sonnentag, mein liebes Kind. Nun aber dürfen wir auch nicht zaudern! Es muß Alles sogleich ins Werk gesetzt werden. Mrs. Timblestick wartet sehnlich auf ihre Gesellschafterin. Ich werde ihr einen Boten schicken und ihr sagen lassen, daß dieselbe gefunden sei, und daß sie nur ihren Wagen zu senden habe, um uns Beide abzuholen. Denn natürlich werde ich selbst Sie der alten Dame präsentiren und ich schlage Ihnen vor, daß Sie die Güte haben, hierher zu kommen, um von hier aus abzufahren. Es ist nicht nöthig, daß die Dienerschaft erfahre, wo Sie bis jetzt gelebt haben, und daß die vornehme junge Dame, die mit dem Glanz ihres Namens in das Haus der Mrs. Timblestick eintritt, vorher in einer dunklen Gasse der City lebte und für Geld arbeitete. Dies bleibt unser Geheimniß. Ich bitte Sie auch, daß Sie es Mrs. Timblestick nicht mittheilen. Sodann dürfte es nöthig sein, daß Sie Ihren Vater veranlassen, nun die dunkle City zu verlassen und sich, wenn auch in einer abgelegenen Vorstadt, ein eleganteres und comfortableres Logis auszusuchen. Denn Mrs. Timblestick wird natürlich nicht leiden, daß Sie zu Fuße jeden Sonntag zu Ihrem Vater gehen und Sie in ihrem Wagen ihm zufinden.“

„Ich werde Sorge tragen, daß mein Vater eine passendere Wohnung wähle,“ sagte Solanges. „Und ich weiß, daß ihm das sehr willkommen sein wird.“

„Also abgemacht!“ nickte die Gräfin. „Und wenn Sie wollen, liebe Solanges, so eilen Sie jetzt nach Hause, um Ihre Vorbereitungen zu treffen. Dann kommen Sie wieder hierher, und wir fahren zusammen zu Mrs. Timblestick. Können Sie etwa in drei Stunden zurück sein?“

„Sicherlich, Frau Gräfin, ich werde in drei Stunden wieder bei Ihnen sein,“ betheuerte Solanges, indem sie die Hand der Gräfin an ihre Lippen drückte und von dannen eilte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Pockenimpfung.

Von Dr. med. Blashko.

Wenn dieses der Mode und Belletristik fernliegende Thema in dem vielgelesenen, meist den Damentheisen zugänglichen Blatte besprochen wird, geschieht es einerseits, weil eine Dame, die Lady Montague, die Frau des englischen Gesandten in Constantinopel, die erste war, welche vor 150 Jahren die im Oriente seit Jahrhunderten geübte Pockenimpfung in Europa kennen lehrte und zu verbreiten suchte, andererseits auch weil die Durchführung dieser segensreichen Maßregel erst dann zu erlangen sein wird, wenn die Frauen, die Wächterinnen des Hauses, von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Impfung werden überzeugt worden sein. Ohne als Arzt und Parteimann über die Zweckmäßigkeit des ärztlichen Studiums und der Ausübung der ärztlichen Praxis seitens des weiblichen Geschlechts bei dieser Gelegenheit ein Urtheil abzugeben, möchte ich vielmehr die allseitig anerkannte Befähigung des Weibes zur Krankenpflege, wie sie sich in den jüngsten Kriegen so herrlich bewährt hat, hervorheben und darauf hinweisen, daß eine weit umfassendere und lohnendere Aufgabe für das weibliche Geschlecht in der Pflege und Erhaltung der Gesundheit der Familie, als in der Krankenbehandlung zu erfüllen ist. An den Ärzten hat es nicht gelegen, wenn richtige Anschauungen über Gesundheitspflege bis jetzt keinen Eingang in weitere Kreise gefunden, obgleich sie in Büchern, Zeitschriften und vielfachen Vorträgen für ihre Verbreitung gewirkt haben. Würde der Zahn-, Haut- und Haarcultur von frühesten Jugend die durch die Regeln der Gesundheitspflege gebotene Aufmerksamkeit geschenkt, welche falschen Hülfsmittel könnten gepart, welche Ausgaben vermieden werden! — Lernten die jungen Frauen die Gesetze der Ernährung kennen, welche Beschwerden könnten von Neugeborenen abgewehrt; wüßten sie den Werth des Lichts, der Luft gehörig zu schätzen, welche Krankheiten könnten in Familien verhütet werden! Während die Krankenpflege bei dem erhebenden Bewußtsein treuer Pflichterfüllung Körper und Geist abspannt, erfüllt die Gesundheitspflege mit Wohlbehagen, wird das Gemüth durch freundigen Anblick körperlichen und geistigen Gedeihens, durch Verhütung von Beschwerden und Krankheiten gehoben, der Wohlstand in den Familien erhalten. Wird aber die Erhaltung

der Gesundheit und Verhütung einer Krankheit den Frauen dann nicht zur Pflicht, wenn es sich um eine solche handelt, die, wie die Pocken, in ihrem Auftreten schreckenerregend, in ihrem Verlauf lebensgefährlich, ja tödtlich, in ihren Folgen Schönheit entstellend werden kann, zumal für das weibliche Geschlecht?

Vielleicht gelingt es mir, geehrte Leserinnen, durch folgende Auseinandersetzung Sie davon zu überzeugen, wie auch Sie durch Weiterverbreitung des Verständnisses und der Einsicht von der Nothwendigkeit der Impfung und Wiederimpfung die Pockenepidemie für die Zukunft von unserem Vaterlande abzuwenden vermögen.

Nur mit Mühe hatte Lady Montague im vorigen Jahrhundert einzelne Familien aus den gebildeten Ständen dazu bewegen können, Lympher von den an wirklichen Pocken erkrankten Personen gesund einimpfen zu lassen, um vor dem Befallenwerden von der damals meist tödtlich endenden Krankheit geschützt zu werden. Bei ihren Angehörigen, Bekannten, selbst in der englischen Königsfamilie drang sie mit ihren Ansichten von der Schutzkraft der Impfung durch und fand auch bei einzelnen wenigen Aerzten Unterstützung. Das englische, französische, deutsche Volk in seiner größten Mehrheit, selbst die Akademien und gelehrten Körperschaften hatten Scheu und ablehnende Urtheile gegen diese im Orient gebräuchliche und bewährte Operation. Die Pockenepidemien fuhrten fort, Jahr aus Jahr ein manche Districte durch Tod zu verheeren, Tausenden das edelste, brauchbarste Organ, die Augen, zu vernichten, viele blühende Gesichter durch Narben zu entstellen. Da trat Jenner, der begeisterte Fürsprecher der Impfung, mit einer auf Beobachtungen gestützten Erfahrung auf, welche ihm unzweifelhaft bewiesen hatte, daß Mädchen, welche mit Pocken behaftete Kühe gemolken und an einem derartigen Ausschlage an den Händen sich angesteckt hatten,

von den Menschenpocken verschont blieben. *) Auf diese Thatsache gestützt, nahm er Impfungen mit Lympher aus den an Kühen vorgefundenen Pocken an Kindern und erwachsenen Personen vor; auch diese, wenn sie mit Erfolg geimpft, d. h. wenn gute Pusteln entstanden waren, blieben zur Zeit von Epidemien von den Pocken verschont. Diese Entdeckung wurde epochemachend, fand bald in der gebildeten Welt weitere Verbreitung, zumal da das Abscheuliche der Abimpfung vom Kranken beseitigt, und die Uebertragung der Lympher von Kind auf Kind oder ältere Personen vorgenommen werden konnte. (Man nennt diese Lympher humanisirte, während die von der Kuh entnommene Vaccine heißt.) Die meisten Aerzte aller civilisirten Länder sungen dann an, Kinder und Erwachsene zu impfen; die Epidemien wurden seltener, milder, die Todesfälle spärlicher, die Zerstörungen der Augen und der Gesichtshaut viel seltener. Da jedoch Pockenkrankungen bei den mit Eifer betriebenen damaligen Pockenimpfungen nicht ganz aufhörten, fing die ungläubige, kurzfristige Menge an, den Erfolg zu bezweifeln. Dagegen wurde von den Anhängern der Impfung geltend gemacht, daß die Schutzkraft derselben nicht fürs ganze Leben andauern könne, daß ebenso wie nach physiologischen Gesetzen das Blut und andere Körpertheile nach Jahren eine Umwandlung erhalten, dies gleichfalls mit der Haut, den Lymphgefäßen der Fall sein müsse, daß daher nach etwa 8—10 Jahren die nachhaltige Wirkung der Impfung verschwinden, und eine neue vorgenommen werden müsse. Obgleich diese Ansicht sehr einleuchtend war und sich theilweise durch die Praxis

*) In neuester Zeit wurden auch Pocken an den Pferden beobachtet (horse-pox), und wurde nachgewiesen, daß Hufschmiede, die durch Beschlagen der Pferde, und solche Personen, die bei der Wartung derselben einen pockenähnlichen Ausschlag sich zugezogen hatten, von den Menschenpocken nicht befallen wurden.

Bewährt hatte, so wurde in den Familien und selten nur von Aerzten in den Kreisen danach verfahren, die ihrer Fürsorge und Obhut anvertraut waren. Die Revaccination in gewissen Zwischenräumen wurde nicht regelmäßig ausgeführt, und nur bei etwaigen Pockenepidemien verlangten Erwachsene von Aerzten, zum zweiten Male geimpft zu werden. Da manche von solchen Personen bereits Pockenanstechungsstoff in sich trugen und trotz der Impfung erkrankten, so wurde dieser Umstand gegen die Wirksamkeit der Impfung geltend gemacht, dabei jedoch nicht in Erwägung gezogen, daß, wenn bei allen zum zweiten Male Geimpften mindestens zwei Pusteln gut entwickelt waren, die Krankheit einen milden ungefährlichen Verlauf nahm, während sie bei den nicht zum zweiten Male Geimpften gefährdend und selbst tödtlich wurde.

Nur beim Militär wurde in Preußen und England *) darauf gesehen, daß regelmäßig auch in epidemiefreien Zeiten die Soldaten ohne Ausnahme bei ihrem Eintritt in den Dienst zum zweiten Male geimpft wurden, während bei den französischen Truppen diese Maßregel nicht mit militärischer Pünktlichkeit und nur sehr nachlässig betrieben wurde. Diese Unterlassungssünde beim französischen Heere hat am meisten dazu beigetragen, daß in Folge des letzten Krieges die Pocken wiederum ihren verderblichen, aber bei weitem nicht so wie früher verheerenden Rundgang durch Europa gemacht und auch einen Theil

*) Folgende Thatsache mag für die Wirksamkeit der Pockenimpfung einen Beitrag liefern. Ein englisches Linienregiment, bestehend aus Truppen, die kurz vor dem Abgange aus dem Mutterlande mit Erfolg geimpft waren, kam in Indien an einen Garnisonsort, in dem die Pocken grassirten. Die dortige Civilbevölkerung, theilweise noch nicht geimpft, theilweise nicht wieder geimpft, wurde decimirt; von der Garnison, die mit der Bevölkerung in Berührung kam, erkrankte und starb Niemand.

Mit einem gemalten Band.

Gemäßigt. Gedicht von Goethe, componirt von Wilhelm Clausen. *)

klei - ne Blu - men, klei - ne Blät - ter streu - en wir mit leich - ter Hand gu - te, jun - ge Bräu - ling - göt - ter tän - delnd auf ein
 auf - tig Band. Be - zehrt, nimms auf dei - ne Blü - gel, schling's um mei - ner Lieb - ren Kleid; und so tritt sie vor den Spie - gel
 ein wenig lebhafter.
 all in ih - rer Mun - der - leit. Sieht mit No - sen sich um - ge - ben, selbst wie ei - ne No - se - jung. Ei - nen Blick, ge - lieb - tes Le - ben,
 ein wenig lebhafter.
 und ich bin be - lobnt ge - nug. Küß - le, was dich Herz empfin - det, rei - ße frei mir dei - ne Hand, und das Band, das
 innig.
 und ver - bin - det, sei kein schwa - ches No - sen - band, sei kein schwa - ches No - sen - band!

*) Wilhelm Clausen starb im Jahre 1869 zu Schwerin.

der Civilbevölkerung ergriffen haben, welche die wohlthätige Wirkung der regelmäßigen Impfung und Wiederimpfung zu schätzen nicht gelernt hatte.

Am besten können jedoch Zahlen Beweisskraft für den Nutzen der Impfung abgeben. Wenn in irgend einem Lande, so wird in Preußen die Impfung der Kinderwelt mit ziemlicher Consequenz durchgeführt, und hat sich auch in der letzten Epidemie das erfreuliche Resultat gezeigt, daß von etwa 10,000 mit Erfolg geimpften Kindern nur sehr wenige erkrankten und fast gar keine starben.

Am eclatantesten aber trat der Unterschied in der Zahl der Erkrankten und Gestorbenen zwischen den deutschen und französischen Truppen während des letzten Krieges hervor. Von etwa 1000 nicht wiedergeimpften französischen Soldaten erkrankten 100 und starben 60, während von 1000 deutschen re Vaccinirten Soldaten nur etwa 6 an den Pocken erkrankten, selten einer starb.

Diesen schlagenden, auf Erfahrung begründeten Thatsachen werden theils von ängstlichen Müttern, theils von gewinnfüchtigen oder unwissenden Personen nur Scheingründe entgegengehalten, die zu widerlegen nicht schwer fällt. Wenn die Mütter befürchten, es könnten den Kindern Krankheiten eingeimpft werden, sind sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie die Impfung von ihren Hausärzten vornehmen lassen müßten, denen sie in anderen Fällen ihr und der Ihrigen Leben und Gesundheit anvertrauen, von deren Pflichttreue sie erwarten dürfen, daß nur Lymph von gesunden Kindern zur Abimpfung verwendet werden wird.

Saben die Kinder das neunte Lebensjahr zurückgelegt, dann seien Mütter und Lehrerinnen darauf bedacht, daß regelmäßig in den Frühjahrsmonaten eine Wiederimpfung erfolge, wobei die Ärzte die Mahnung anknüpfen können, im zwanzigsten oder spätestens vierundzwanzigsten Jahre diese zum dritten Male vornehmen zu lassen. Wird dieses Verfahren bei allen zur Familie gehörigen Gliedern, auch bei den männlichen und weiblichen Dienstboten beobachtet, dann wird mit der Zeit ein sicherer Schutz Aller gegen das Befallenwerden von Pocken eintreten.

Ohrgehänge.

Von Dr. Georgens.

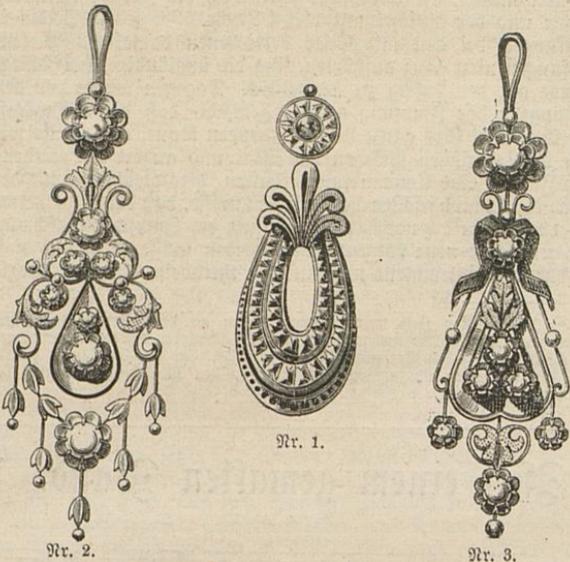
Die Frage: „Ob die Damen mit ästhetischer Berechtigung in den Ohrhängen freihängenden Schmuck tragen?“ ist bejahend zu beantworten. Keine Schmuckgattung, selbst das Diadem und die Krone unbegriffen, hat für die schöne Haltung und die anmuthige Beweglichkeit des weiblichen Gesichtes eine größere Bedeutung, als das Ohrgehänge, nur darf dasselbe nicht in Verlorenes und Kratzen ausarten, wie sie die Römerinnen des Alterthums liebten, welche sich an dem Klappern des Gehänges erfreuten, oder in jener Deminutio-Ausgabe von Krüppeln, Zimmerblüthen und Keilschen erscheinen, die bei der leisesten Bewegung des Kopfes in Vibration gesetzt werden.

Die geschmackvollste und ideale Form für das Ohrgehänge ist die länglich-ovale — die birnformige Perle oder der in dieser Form in Gold gefasste Edelstein. Alles Scharfstaile und Eckige muß bei dem Ohrgehänge vermieden werden; auch sind die Metallfliegen und die künstlichen Käfer in den Ohren eben so unstatthaft angebracht, wie die eingehakten großen Boutons, und

- *) Das bekannt gewordene Gutachten der wissenschaftlichen Deputation, der ersten und höchsten medicinischen Behörde Deutschlands, stimmt in allen Punkten mit den Anschauungen des Verfassers überein. Es ist dieses (s. Berliner Post, Zeitung vom 12. Juni) in folgenden Sätzen zusammengefaßt:
 - 1) Die Sterblichkeit bei der Pockenkrankheit hat seit Einführung der Impfung bedeutend abgenommen.
 - 2) Die Impfung gewährt für eine gewisse Reihe von Jahren einen vollkommenen Schutz gegen die Pockenkrankheit.
 - 3) Die Wiederimpfung trägt für eine gewisse Reihe von Jahren ebenfalls die wiederholte Empfänglichkeit für die Pockenkrankheit und verschafft einen immer größeren Schutz.
 - 4) Es liegt keine verbürgte Thatsache vor, welche für den nachtheiligen Einfluß der Impfung auf die Gesundheit des Menschen spricht.
 - 5) Es liegt daher im öffentlichen Interesse, die Impfung und Wiederimpfung auf jede mögliche Weise zu befördern.

lächerlich ist die Mode, nur einen Öhring oder Öhrgehänge von verschiedener Länge und Schwere zu tragen. Mit der Bezeichnung „ein Paar“ Öhringe oder a match im Englischen ist das Zwiefache und doch Zusammengehörige ausgedrückt; der einzelne Öhring verliert das Schönheitsgefühl, weil er die Symmetrie aufhebt, die dieser Schmuck bedingt, in gleichem Grade wie das verchiedene geförmte Öhrgehänge; in dem einen Öhre kurz, in dem andern lang, in dem einen leicht, in dem andern schwer, wie man es zeitweise zu tragen beliebte.

Der ästhetische Werth der Öhrgehänge besteht hauptsächlich in dem Einfluß, den dieser Schmuck auf die Haltung und Bewegung des Körpers ausübt, indem er, wie Sempere sagt, „die Damen nöthigt, erstens ihre Haltung im Zustande der Ruhe darnach zu corrigiren, zweitens in der Bewegung diejenige Mäßigung und Würde zu beobachten, die erforderlich ist, damit das Öhrgehänge keine das feinere Gefühl verletzende, etwa zu rasche oder zu unregelmäßige, edig abgebrochene Schwingungen annehme.“ Auch ist der Contrast, den der gerade herabhängende Schmuck zu den sanftergerundeten Formen des Antlitzes, des Halses und der Schultern, sowie zu dem hart nach vorn gebogenen Nacken bildet — deren Schönheit er lebensvoller hervorhebt — als ästhetisch wirksam



zu betonen; doch darf es nicht den Anschein haben, als wolle man diese Vorzüge absichtlich bemerkbar machen, oder als lege der Schmuck den Bewegungen die Fesseln des Zwanges an — es muß vielmehr die Harmonie des Ganzen ungeachtet und natürlich erscheinen.

Wenn im Allgemeinen die längliche Tropfen- oder Birnform bei dem Öhrgehänge die normale ist, so bleibt der Kunst dennoch ein weiter Spielraum für die Zusammenstellung von zierlichen Glöckchen, Perlen, Edelsteinen, Email und Goldgliederungen zu Gebilden voll reizender Wechfels innerhalb der Grenzen der Normalität, wie die hier beigegebenen Abbildungen, der Stuttgarter „Gewebehalle“ entnommen, beweisen. Bei Nr. 1, von Glatoun in Paris, ist der innere Ring aus Rubinen, der äußere aus Diamanten und der äußerste aus schwarzem Email geformt. Nr. 2 und 3, aus dem Bijouteriegeschäft Geo. Ohni in Stuttgart, sind zwei reichgegliederte Öhrgehänge von Gold und Edelstein.

Die Pompejanerinnen trugen mit Vorliebe geflügelte Figuren. Drei nebeneinanderhängende Perlen, die mittlere etwas tiefer, trugen die Damen schon zur Zeit der Kleopatra, nachdem die längliche Bommel durch die allgemeine Nachahmung dieser Mode mittelst zweier Perlen zu vulgär geworden war. Es ist bekannt, daß die ägyptische Königin eine höchst kostbare Perle in einem Kranz, den sie Antonius freubezog, auflöste. Diese war der pendant eines Öhrgehanges, und da eine zweite Perle von ganz derselben Form und Größe dem Meere nicht zu entlocken war, so wurde nach dem Tode der Besitzerin die vereinte in zwei Hälften gespalten, neu gefaßt, und die Venus im Tempel zu Rom damit geschmückt. Daß die Göttin der Schönheit selbst zur Erhöhung ihrer Reize ein Öhrgehänge erhielt, und Homer von der sich schmückenden Here sagt:

„Jeho fügte sie auch die schönen Öhrgehänge in die Ohren, Dreigeßirnt, hellspieles; und Anmuth leuchtete ringsum.“

mag denen, die das Tragen von Öhrgehängen als eine barbarische Mode bezeichnen, welche an die Halsringe der Wilden erinnere, zur Entgegnung dienen. Barbarisch erscheint dieser Schmuck nur dann, wenn er an sich einen barbarischen Geschmack befundet und in der Form von Hufeisen und Pferdeköpfen, Gewichten, Kegeln, Wirfeln und Walsen aus Bergkristall, Bernstein, Jet oder unedelm Metall getragen wird. Die Idealität und Muttergiltigkeit auch in diesem Gebiete zu wahren, soll uns eine angenehme Aufgabe sein, und werden wir daher stets auf das Schönste, was aus den Kunstateliers unserer modernen Cellini hervorgeht, aufmerksam machen.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. IV, Seite 215.

Weiß.	Schwarz.
1) c7 — c8 L	Kd5 — c6 oder c4
2) Lc8 — b7 resp. e6 ♁	

Auflösung der Charade Seite 215.

„Regelmäßigkeit“.

Charade.

Von dem Schicksal verfolgt, erscheint mir das Leben als Ganzes, In deiner ersten nur werd' ich das letzte Paar.

Correspondenz.

- N. N. in A.** Ein Mittel, welches auf die Dauer das Wiedererscheinen der gewaltsam entfernten Haare verhindert, gibt es nicht, selbst die mit einem der Wurzel durch mechanische Mittel (Wolffthron etc.) fortgeschafften Haare können, wenn sonst der Haarboden ein günstiger ist, durch Bildung neuer Haare wieder ersetzt werden.
- A. S. in C.** Benutzen Sie das von uns öfter erwähnte unschädliche Enthaarungsmittel „Wolffthron“, zu haben bei Emil Karig in Berlin, Hausvogelplatz. — Sollte kein auf das schnellere Wachsen der Haare von keinem förderlichen Einfluß sein.
- Treue Freundin des Bazar.** Sie haben trotz der Ihrem Briefe beigelegten Franktun unserer Antwort vergessen, Ihre Adresse uns anzugeben. In Preußen nimmt man auch österreichisches Papiergeld an; Postnachnahme ist zwischen Oesterreich und Preußen unstatthaft. Den Receptaires liegt eine ausführliche Gebrauchsanweisung bei.
- Abonnettin in A. S. Z.** Das Haarfärbemittel „Melaniline“ von Violet in Paris ist uns seiner Zusammenlegung nach nicht bekannt; wir sind erbötig, dasselbe untersuchen zu lassen, wenn es uns zur Analyse von Ihnen eingeschickt wird.
- B. in Weisse.** Zu welchem Zweck soll die weiße unauflöslliche Tinte dienen?
- Trosklose Unbekannte.** Wenden Sie sich an den Geh. Sanitätsrath Dr. H. W. Verend, Direct. des gymnastisch-orthopädischen Instituts, Berlin, Victoriastraße 29 B.
- H. und M. in Schlesen.** Möbel polirt man mittelst eines Leberbauses, auf den man abwechselnd Schellacklactur und Leinöl, von erstem stets mehr als von letzterem auftrifft. Weniger Geschicklichkeit erfordert die Anwendung der „Kiesellack“ genannten Polirmasse, welche einfach mit einem Lappchen aufgetragen wird; — erhalten dieselbe bei J. C. F. Schwarze, Berlin, Leipzigerstraße. — Abendliche Waschungen des Gesichtes mit Wollseifen wirken ganz günstig für den Teint, was die Sonne tagüber verdorbt, kann aber weder Wolke noch sonst ein Mittel gut machen.
- Minna in M.** Vor der Rationirung benannten Wiener Haarfarbe-

Kraft-Pomade müssen wir Sie dringend warnen, da dieselbe Weisse enthält, welches gerade in der Verbindung mit Fett am leichtesten von der Haut absorbiert wird. Mit bleichhaltigen Pomaden stechen die ehemaligen italienischen Giffmischer Ihnen unbecommene Personen salben, um die irrthümlich und geistesstumpf zu machen und sie dann langsamem Siechtum und gewissem Tode zu überliefern — heute ist es die eigene Gifftelheit, welche die Anwendung solcher Mittel, aller Warnungen zum Trotz, dictirt, und die von den Sanitätsbehörden offen gebildeten Giffmischer noch obenein königlich befaßt. — Verehrte Welt! Auch Rosetter's Haar-Generator ist ein bleichhaltiges, nach dazu ungeeignet zusammengesetztes, schlecht färbendes Mittel. Durch den Gebrauch desselben erhielt im März d. J. ein Baron von S. in Berlin einen bösarigen Ausschlag, auf der Stirn und starke gastrische Beschwerden.

An die geehrten Träger in der Bazar-Actien-Angelegenheit. Erst heute, meine verehrten Damen, sind wir in der Lage, Ihnen die gewünschten ausführlichen Mittheilungen über den Stand der Bazar-Actien-Gesellschaft geben zu können, indem wir nach gemachtem Abschluß Ihnen die Resultate aus der am 10. Juni d. J. stattgehabten Generalversammlung mittheilen. Am 1. October 1871 übernahm die Gesellschaft den Bazar; innerhalb eines halben Jahres bis 1. April 1872 gewannen wir 500 neue Abonnenten; wohl ein kleiner Beweis, daß unsere Mühen und Anstrengungen, die Zeitschrift immer interessanter und reichhaltiger zu gestalten, nicht unbeachtet geblieben. Dieses halbe Jahr brachte einen Reingewinn von 72.500 Thln.; da nun das Capital der Actien-Gesellschaft 850.000 Thlr. beträgt, so vertheilten wir von dem Gewinne 10%, pr. anno. und außerdem noch 21.200 Thlr. zur Amortisation von Bazar-Actien; da nun durch diese Amortisation, welche jährlich statutenmäßig sich wiederholt, die Verzinsung des Urcapitals geringer wird, so nimmt die Dividende naturgemäß von Jahr zu Jahr zu. Haben Sie nun das Glück, oder spielt der Zufall so, daß Ihre Actien ausgekooft werden, so erhalten Sie außer dem gezahlten Nennwerth der Actien einen Genußschein, der Ihnen, so lange der Bazar besteht, vollen Antheil an der Dividende gewährt, so daß Sie möglicher, sogar wahrscheinlicher Weise Ihr Capital verdoppelt sehen. Die Actien lauten auf 200 Thlr. und stehen jetzt auf 112 1/2 ost 224. Für 224 Thaler also erhalten Sie in diesem Halbjahr 10 Thlr. Dividende, also 10%, pr. anno. Haben Sie nun Vertrauen in das Unternehmen und ersehen Sie aus dem Inhalte des Blattes, daß Redaction eifrig bemüht auf der Höhe der Situation zu bleiben, so werden Sie selbst am besten beurtheilen können, ob Sie mehr oder weniger Capital in Bazar-Actien anlegen wollen. Wir sind in der delicates Lage, nicht pro domo sprechen zu dürfen, sondern Ihnen nur die gewünschten thatsächlichen Momente wiederzugeben. Im Uebrigen können Sie bei jedem Banquier Deutschlands die Actien erhalten, da dieselben täglich gehandelt werden und auf dem Berliner Courszettel notirt stehen.

- L. B. Brunn.** Wenden Sie sich an die Fabrik vorgezeichneter Artikel von A. Reimann, Berlin, Leipzigerstraße 102.
- Zwei Cousinen.** Schößtaillen oder Fäcken von weißem Mull trägt man zur Gesellschaftstoeile über decolletirten, zur Stragentoeile über hohen farbigen Seidenkleidern, selbstverständlich müssen Rock und Taille der letzteren von gleichem Stoffe sein. Aus einer Beduine dürfte sich am besten ein Mantel wie das der Abbild. Nr. 52 und 53 auf Seite 207 d. J., oder das der Abbild. 60 und 61 oder 65 und 66 auf Seite 92 d. J. arrangiren lassen. Die Ausführung der Strickstoffe lehrt der Bazar von 1865 auf Seite 3, doch wird die Anleitung dazu auch nächstens wieder erscheinen.
- C. A. in W.** Wenden Sie sich an die Corsetfabrik von Lissers Wittve, Berlin, Jägerstraße 42, oder an A. Ruzen, Jägerstr. 54.
- Alexandrine in L.** In Bezug auf Ihre erste Frage „Ja.“ — Brauttoiletten werden in der nächsten Nummer des Bazar erscheinen, auch wurden solche bereits auf Seite 41 d. J. gebracht.
- Haideröcher.** Wir würden zu einem weißen Mullkleide mit rosa Bandgarnitur rathen; das Haar in Locken geordnet, mit einer Rose geschmückt. Weiße Stiefelchen.
- Huberta.** Arrangiren Sie den gewünschten Anzug in der Weise der Abbild. 1, 2 oder 4 auf Seite 185 d. J., natürlich muß der Rock kürzer, etwa fußfrei sein.
- A. aus W.** Brautkleid von weißer satte, Gesellschaftsleid von farbigem Seidenstoff, von Gaze Grenadine oder dergl. — Allgemeine Bemerkungen über das Abnehmen (Copiren) der auf dem Supplement befindlichen Schnittmuster sowie über das Aufnähen nach denselben wurden zuletzt auf der Vorderseite des zu Seite 85 bis 92 des Bazar d. J. gehörigen Supplements gegeben.
- Blonde.** Eine Tournaire zu Kleidern mit Schleppe finden Sie auf Seite 58 d. J. Kurze Tournairen werden in einer der nächsten Nummern erscheinen.
- Emilie S. in Obivol.** Fertigen Sie den gewünschten Anzug nach Abbild. Nr. 3 auf Seite 153 und vervollständigen Sie ihn durch den zum Anzug Nr. 57 auf Seite 107 d. J. gehörigen Kragen.
- Mehrho.** Die Färberei und Waschanstalt von W. Spindler, Berlin, Leipzigerstr. 42, oder Julin, Charlottenburg.
- A. G. in W.** Reiseanzug aus Waterproof-Stoff find nicht gerade elegant, aber praktisch. Die beliebteste Farbe ist dunkelblau.
- Treue Abonnettin in W.** Vielleicht versuchen Sie es mit der langjährig bewährten Unterrichts-Anstalt von H. Klemm in Dresden; derselbe verfaßt auch ein Lehrbuch der Buchstabenkunde für den Selbstunterricht.
- C. B. in H.** Wenden Sie sich an einen der Tapiseriegeschäfte: C. A. Köning, Jägerstraße 23, W. Sommerfeld, Leipzigerstraße 42, oder D. Krappe, Leipzigerstr. 129, sämtlich in Berlin.
- B. in W.** Einen Hut mit Rosa garnirt zu einem grünen Kleide? Nein! Zu einem Anzuge in Grau und Blau? Allenfalls! Vade-Costüme auf Seite 176 d. J.
- Zwei Gänseblümchen in Wiesenthal.** Rosa Asten, Verbenen, Winden oder Malven, auch rosa Aklazien.
- Einige Abonnettininnen aus S.** Sollte sich nicht eine oder die andere der auf Seite 139 d. J. gebrachten Frisuren in passender Weise vereinfachen lassen?
- A. B. in W.** Arbeiten Sie zu dem erwähnten Zwecke das Rissen Abbildung Nr. 17—21 auf Seite 55 d. J. Silberkränze erhalten Sie in der Wunden- und Feder-Fabrik von E. W. Herrmann, Berlin, Leipzigerstraße 46, zum Preise von 2—3 Thlr.
- Grächen.** Die Ausstattungswäsche einer Braut wird gewöhnlich mit dem Anfangsbuchstaben ihres Mädchens- und Familiennamens gezeichnet. Die Sitte: daß die Braut kurz vor der Vermählung mit ihren Eltern Besuche bei den Bekannten ihres Hauses macht, ist nicht allgemein, ist in einigen Ländern üblich.
- Tief trauernde Italiana.** In Bezug auf Ihre erste Frage rathen wir Ihnen entschieden Nichts zu thun. Tiefe Trauer gestattet weder Sammet noch Seide zur Toilette zu verwenden.
- L. J. in Wien.** Die aus weißem Bians gefertigten Sachen aus Berliner Läden werden durchaus nicht, wie Sie glauben, nach dem Nähen in außerordentlich Weise behandelt; das schöne Ansehen derselben beruht hauptsächlich darin, daß bei Anfertigung der Sachen dieselben mit peinlicher Sorgfalt vor Staub sowie vor dem Zerkrümmen bewahrt werden. Besonders zerkrümmte Stellen werden auf der Rückseite mit einem feuchten Tuch bedeckt und gebügelt; im Uebrigen werden natürlich auch das ganze Kleid etc. geplättet.
- Ein langjährige Abonnettin.** In seiner Schrift „das Chloralhydrat“ (3. Auflage, Berlin bei D. Müller) sagt Professor Liebreich von diesem Schlafmittel, daß es nach allen bisherigen Erfahrungen als ein Mittel zu betrachten sei, das hiebei Schlaf bewirkt, ohne eine schädliche Nachwirkung zur Folge zu haben.“ Selbstverständlich darf ein solches Schlafmittel nur nach vorhergegangener Verordnung eines Arztes in Gebrauch gezogen werden.
- J. D. in Wien.** Um die Haare ohne Brenneisen zu kräuseln, empfiehlt eine Wienerin des Bazar wie folgt zu verfahren: 2 Unzen Borax mit 1 Drachme Gummi arabicum werden in einem Quart warmen Wassers aufgelöst und der Lösung 3 Eßlöffel Kampferspiritus hinzugefügt. Mit dieser Mischung wird das Haar des Abends benetzt und aufgewickelt, des Morgens ausgeräuselt und über den Lockenstock gezogen; die damit erzielten Locken erscheinen natürlicher, weniger steif als die gebrannten und das Mittel greift das Haar nicht an. Beim Gebrauch solcher Abemittel muß man Sorge tragen, durch öfteres Waschen des Haares und der Kopfhaut (mit Eigelb) das Verleben des Haares und der Hautporen zu verhindern.
- B. Dr. Etanthy's Schminkepulver** enthält, wie die Untersuchung der eingehenden Probe ergeben hat, kein Blei, sondern Zinnober, ein unschädliches, d. h. von der Haut nicht absorbiert werdendes Präparat. — Schminken können niemals als Heilmittel erkrankter Haut gelten, durch das Verstopfen der Hautporen durch die Schminke kann auch die unschuldigste Schminke auf die Dauer schädlich wirken.
- C. B.** Der mit Glangarn durchgezogene Tüll kann nur durch chemische Wäsche (Reinigen mit Benzin) wieder sein ursprüngliches Ansehen erhalten, jede andere Wäsche nimmt den Feinheitsgrad, aus welchen das Glangarn besteht, unwiederbringlich den Glanz.
- M. S. in Wien.** Um die Gipsfiguren zu reinigen, müssen Sie dieselben mittelst eines Pinsels mit recht hartem Meißel (Stärkeleiser) überziehen und diesen dann in der Sonne oder in einem warmen Zimmer abtrocknen lassen; er nimmt so alle Staub- und Schmutztheile in sich auf, blättert endlich aber von selbst ab. Etwa noch haftende Theilchen löst man leicht mit einem Meißelchen ab.